



Vom Reinelt–Steg zum Hirsch–Weg

Nach KommunistInnen benannte Verkehrsflächen in Wien

PETER AUTENGRUBER

Neue Straßennamen entstehen oft zufälliger als man annimmt, weil es jeder Person frei steht, einen Antrag an den jeweiligen Wiener Bezirk (oder auch direkt an die zuständige Magistratsabteilung, die MA 7) zu stellen. Naturgemäß ist es leichter, neue Verkehrsflächen in den so genannten Flächenbezirken zu finden. In den inneren Bezirken werden häufig Verkehrsinseln oder andere Flächen ohne Adresse für eine Benennung herangezogen.

Kriterien für die Benennung

2013 wurden die bisherigen Benennungskriterien präzisiert und ergänzt: Zusammengefasst wurden a) Erkennbarkeit, Unterscheidbarkeit, Prägnanz, Kürze, b) der Wien-Bezug, c) eine einjährige Interkalarfrist, sowie d) bei personenbezogenen Straßennamen: objektivierbare Verdienste, historische Vorab-Prüfung, Genderngerechtigkeit, Widerspiegelung der Diversität als Zuwanderungsstadt.¹

Die Kriterien Erkennbarkeit und Unterscheidbarkeit haben einen einsehbaren Grund: Einsatzkräfte (Rettung, Polizei, Feuerwehr) können durch unklare Angaben der BewohnerInnen aufgrund wenig unterscheidbarer Straßennamen in die Irre geleitet werden. So würde es eine Franz-Glaser-Gasse (Wien 17) und eine Glasergasse (Wien 9) heute nicht mehr geben. Ebenfalls in diese Kategorie, wenn auch nicht ausdrücklich erwähnt, fallen Doppelbenennungen, die tunlichst vermieden werden. Jene, die es noch gibt (z.B. zwei Sterngassen), rühren aus der Vergangenheit her. Bei der Eingemeindung der Vorstädte (die heutigen Bezirke 2 bis 9) und Vororte (die heutigen Bezirke 10 bis 19) hat man einige wenige Doppelbenennungen übersehen.

Zum Wien-Bezug sei ergänzend bemerkt, dass es eine geübte Praxis ist, Personen auch dem Bezirk bzw. dem Wohnort zuzuordnen. Bekannt ist etwa, dass Otto Bauer in der Kasernengasse 2 in Mariahilf wohnte und eben diese Ver-

kehrsfläche zur Otto-Bauer-Gasse mutierte. Eine Zuordnung zum Bezirk bzw. der Wirkungsstätte wären der im Text näher ausgeführte Schöberweg, die Mörthgasse, die Stipcakgasse oder beispielsweise die Viktor-Matejka-Stiege.

Lebendbenennungen wurden bereits 1894 abgeschafft (mit Ausnahme des Kaiserhauses und des damaligen Bürgermeisters Karl Lueger). Die derzeit gültige einjährige Interkalarfrist hat einen einsichtigen Grund: Niemand kann absehen, wie sich eine Person im Laufe des Lebens entwickelt. Erst in der Rückschau kann ein klareres Urteil gefällt werden.

Hinsichtlich der Genderngerechtigkeit fällt auf, dass von den 6.752 Verkehrsflächen 4.417 auf Personen bezogen sind (Stand 1. Dezember 2019), das sind rund 65 Prozent aller Verkehrsflächen (Tendenz steigend). Davon beziehen sich jedoch 3.995 auf Männer und nur 483 auf Frauen. Der Anteil der Frauen liegt also bei rund zwölf Prozent. Betrachtet man die Benennungspraxis in den letzten 15 Jahren, so ist das Verhältnis von Männern und Frauen mit dem Gesamtkorpus nicht zu vergleichen. Das Verhältnis bei Neubennungen gibt manchmal ein Übergewicht bei Frauenbenennungen, manchmal ist es ausgewogen. Z.B. wurden im Jahr 2014 19 Verkehrsflächen nach Männern benannt, aber 45 nach Frauen. Im Jahr 2016 war das Verhältnis 16 Männer zu 31 Frauen, 2018 19 Männer zu 39 Frauen, 2017 waren es acht Männer zu sieben Frauen.²

In diesen Beitrag wurden all jene Personen aufgenommen, die in der KPÖ engagiert waren. Einige von ihnen waren dies nur für einen bestimmten Zeitraum. Zahlreiche der hier angeführten KommunistInnen stießen nach den Februartkämpfen des Jahres 1934 von der Sozialdemokratie zur KPÖ, andere verließen die KPÖ nach den Ereignissen in Ungarn 1956 oder in der Tschechoslowakei 1968. Als „Sonderfälle“ werden jene

Personen betrachtet, die nur sehr kurz Parteimitglied waren, und deren KPÖ-Bezug bei der Ehrung gewiss keine Rolle spielte. Dass es in Wien auch Verkehrsflächen gibt, die nach nicht-österreichischen KommunistInnen benannt sind, wird am Ende eigens angeführt.

Übersicht über die Verkehrsflächen

Die Reihung erfolgt nach dem Benennungsdatum (in Klammer der Bezirk):

- 23.10.1945 Franz-Reinelt-Steg (12)
- 6.5.1947 Goldhamnergasse (23)
- 15.2.1949 Schöberweg (17)
- 15.2.1949 Mörthgasse (21)
- 15.2.1949 Hedy-Urach-Gasse (13)
- 20.9.1951 Horeischygasse (13)
- 16.9.1954 Stipcakgasse (23)
- 7.12.1955 Klostermannngasse (23)
- 7.11.1956 Johann-Teufel-Gasse (23)
- 20.1.1960 Matthias-Ernst-Pista-Gasse (21)
- 20.11.1963 Ernst-Burger-Gasse (14)
- 19.11.1968 Jura-Soyfer-Gasse (10)
- 21.10.1969 Hubert-Gsur-Gasse (10)
- 13.10.1988 Andreas-Morth-Weg (22)
- 13.10.1988 Hermann-Plackholm-Gasse (22)
- 10.11.1988 Johann-Zak-Weg (22)
- 14.9.1989 Mastnygasse (14)
- 18.1.1996 Schipanygasse (2)
- 11.4.1997 Mira-Lobe-Weg (22)
- 17.4.1998 Viktor-Matejka-Stiege (6)
- 5.3.2002 Hermine-Jursa-Gasse (2)
- 1.4.2003 Erwin-Puschmann-Gasse (14)
- 9.9.2003 Franz-Pixner-Weg (22)
- 9.9.2003 Hermann-Langbein-Weg (22)
- 3.12.2004 Rudolf-Friemel-Gasse (10)
- 3.12.2004 Käthe-Odwody-Gasse (10)
- 6.3.2007 Ludwig-Kralik-Weg (11)
- 7.10.2008 Anna-Hand-Weg (3)
- 1.12.2009 Franz-Sebek-Straße (21)
- 4.5.2010 Leopoldine-Padaurek-Straße (21)
- 28.2.2012 Agnes-Primocic-Gasse (22)
- 4.11.2013 Schütte-Lihotzky-Weg (11)
- 26.11.2013 Tausigplatz (4)
- 6.11.2017 Ida-Margulies-Platz (4)
- 6.11.2017 Ferdinand-Platzer-Gasse (21)
- 6.11.2017 Selma-Steinmetz-Gasse (21)
- 8.5.2018 Anni-Haider-Weg (22)

5.6.2018 Antonia-Bruha-Gasse (22)

5.6.2018 Maxie-Wander-Gasse (22)

4.6.2019 Antonie-Lehr-Straße (21)

4.6.2019 Hermi-Hirsch-Weg (12)

1940er Jahre

Auffallend in der hier angeführten Statistik ist die große Anzahl von Verkehrsflächen, die nach kommunistischen WiderstandskämpferInnen benannt sind. Dies ist der Tatsache geschuldet, dass der antifaschistische Widerstand der KommunistInnen zahlenmäßig der mit Abstand stärkste von allen politischen Gruppen war.³ Am 11. Juni 1946 brachte der Mitbegründer der KPÖ und damalige Gemeinderat Karl Steinhardt einen Antrag im Wiener Gemeinderat ein, dass bei Neu- und Umbenennungen von öffentlichen Verkehrsflächen, städtischen Gebäuden, Siedlungen und dergleichen vor allem Namen von Opfern des Faschismus gewählt werden sollten.⁴ Nahezu alle der insgesamt 41 Benennungen von Verkehrsflächen in Wien nach KommunistInnen weisen einen Bezug zum Themenkomplex „Widerstand, Verfolgung und Exil“ auf. 24 KommunistInnen, nach denen eine Wiener Verkehrsfläche benannt ist, wurden während der NS-Zeit hingerichtet. Inklusiv einem in Spanien gefallenen Antifaschisten ließen insgesamt 25 der mit einem Straßennamen geehrten KommunistInnen im Kampf gegen den Faschismus ihr Leben.

Bereits am 23. Oktober 1945, wenige Monate nach der Befreiung Österreichs, wurde in Wien-Meidling ein Steg nach dem Eisenbahner, Gewerkschafter und Widerstandskämpfer Franz Reinelt (1900–1942) benannt. Der *Franz-Reinelt-Steg* war ein Beschluss des Stadtrates, dem die Gründerparteien der Zweiten Republik SPÖ, ÖVP und KPÖ angehörten; den diesbezüglichen Antrag hatte der Stadtrat für allgemeine Verwaltungsangelegenheiten, der Sozialdemokrat und spätere Innenminister Josef Afritsch, gestellt.⁵ Reinelt ist einer von sechs im Konzentrationslager Mauthausen ermordeten Eisenbahnern, deren Grabstätte sich am Zentralfriedhof befindet. Er gehörte zu den führenden Funktionären der kommunistischen Betriebsgruppe bei den Eisenbahnern.⁶

Am 6. Mai 1947 wurde die *Goldhammergasse* in Wien-Liesing nach dem Lederarbeiter (Gerbermeister) und antifaschistischen Widerstandskämpfer Alfred Goldhammer (1907–1942) benannt. Am 10. Februar 1975 wurde sie verlängert. Sie verläuft in den Ortsteilen Erlaa und Inzersdorf. Die Goldhammer-

gasse hieß vorher Eduard-Fischer-Gasse und war von den lokalen Bezirksbehörden schon 1945 umbenannt worden. Über Fischer konnten keine Unterlagen gefunden werden, aber es war eine mit Sicherheit NS-belastete (örtlich verankerte?) Person, zumal in derselben Sitzung auch die Adolf-Hitler-Plätze in Inzersdorf, Kalksburg und Mauer sowie die Adolf-Hitler-Straße in Siebenhirten im Nachhinein für bereits 1945 als annulliert betrachtet wurden (sowie einige weitere Namen wie z.B. Horst Wessel).⁷ Goldhammer wurde gemeinsam mit anderen Widerstandskämpfern, u.a. dem in diesem Beitrag erwähnten Andreas Morth, wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt und am 10. November 1942 hingerichtet. Goldhammer war Zellenleiter und Kassier in den *Vereinigten Lederfabriken Gerlach, Moritz & Co.*⁸

Am 15. Februar 1949 wurden – 15 Jahre nach dem Ende der Februarkämpfe – die *Mörthgasse* in Floridsdorf, der *Schöberweg* in Hernals (Schafberg) und die *Hedy-Urach-Gasse* in Hietzing (Siedlung SAT) benannt. Dies geschah im Zuge einer größeren Benennungswelle nach WiderstandskämpferInnen und Opfern des Nationalsozialismus. Darüber hinaus wurden noch der Dannebergplatz, die Dr.-Heinrich-Maier-Straße, die Käthe-Leichter-Gasse, die Johann-Staud-Straße, die Matthias-Wagner-Gasse, die Therese-Klostermann-Gasse, die Teufelgasse und die Viktor-Christ-Gasse benannt. Ferner wurde die Sudetendeutschengasse in Brüder-Heindl-Gasse und die Badhausgasse in Dr.-Neumann-Gasse umbenannt. Mit den später auf Klostermanngasse und Johann-Teufel-Gasse umbenannten Verkehrsflächen waren es fünf, die nach KommunistInnen, und fünf, die nach SozialdemokratInnen benannt wurden. Heinrich Maier wiederum war Kaplan, Johann Staud christlicher Gewerkschafter und Karl Neumann Arzt, der dem NS-Rassenwahn zum Opfer fiel. Außerdem wurden noch zwölf Gemeindebauten benannt (Heizmannhof, Felleishof, Franz-Schuster-Hof, Gallhof, Maria- und Rudolf-Fischer-Hof, Mithlingerhof, Liskahof, Eiflerhof, Pfannenstielhof, Otto-Haas-Hof, Plocekhof und Grossmannhof).⁹ Interessant sind die Vorschläge für Erläuterungstafeln: Zu Namen und Lebensdaten der Geehrten kam lediglich der Hinweis „Freiheitskämpfer“ (eine weitergehende politische Zuordnung war nicht vorgesehen).

Johann Mörth (1911–1943) war von Beruf her Autoschlosser, seine politische Ausrichtung war eine sozialdemokrati-



Hedwig Urach (1910–1943)

sche. Wegen seiner Beteiligung an den Februarkämpfen wurde er zu sechs Jahren Kerker verurteilt und im Anhaltelager Wöllersdorf festgehalten.¹⁰ Nach 1938 befand er sich im Widerstand gegen das NS-Regime, als Mitglied der Betriebsgruppe Austro-Fiat. Politisch war er zur illegalen KPÖ gewechselt. Er agierte von April bis September 1940 als Nachfolger des 1942 in Berlin hingerichteten KPÖ-Leiters von Floridsdorf Engelbert Magrutsch. Er wurde am 5. Juni 1941 verhaftet, am 17. Dezember 1942 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt und am 13. April 1943 (mit weiteren fünf Angeklagten, darunter Matthias Pista) hingerichtet.¹¹ Die Mörthgasse hieß vorher Kroygasse.

Der Schöberweg in Hernals ist nach dem gelernten Fleischhauer und Straßenbahnschaffner Johann Schöber (1902–1942) benannt, eine Neubenennung.¹² Schöber begann 1927 als ungelerner Arbeiter im Bahnhof Hernals, ab 1936 arbeitete er als Straßenbahnschaffner. Infolge seiner Teilnahme an den Februarkämpfen 1934 wurde er verhaftet und dienstlich gemäßigelt. Zunächst Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, schloss sich Schöber nach 1934 der KPÖ an, für die er u.a. die Einfuhr kommunistischer Flugblätter aus dem Ausland organisierte. Nach dem „Anschluss“ war Schöber maßgeblich am Aufbau kommunistischer Betriebszellen bei den Straßenbahnen beteiligt. Er wurde am 9. Jänner 1940 von der Gestapo festgenommen, am 7. September 1942 vom Volksgerichtshof wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zum Tode verurteilt und am 6. November 1942 in Berlin hingerichtet.¹³ Der Name von Johann Schö-

ber findet sich am Denkmal im U-Bahn-Betriebsbahnhof Erdberg.

Hedy Urach (1910–1943) war Schneiderin und trat 1928 dem Kommunistischen Jugendverband (KJV) bei, dessen Zentralkomitee sie ab 1932 angehörte. Ab 1931 war die Mitglied der KPÖ. Sie absolvierte die Lenin-Schule in Moskau. 1937 wurde sie wegen illegaler Betätigung für die KPÖ verhaftet. Auch nach dem „Anschluss“ war sie von April bis August 1938 in Haft. 1939/40 arbeitete sie als Kindermädchen in Belgien, kehrte aber nach Österreich zurück, um im Widerstand aktiv zu werden. Sie war Mitglied der Leitungsgruppe um Erwin Puschmann und wurde am 17. Juni 1941 an ihrem Arbeitsplatz verhaftet. Sie wurde am 16. Dezember 1942 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt und am 17. Mai 1943 hingerichtet. Hedy Urach wurde als eine der zwölf „Helden des Zentralkomitees“ im Mitgliedsbuch der KPÖ aufgenommen, obwohl sie vermutlich „nur“ Mitglied des ZK des KJVÖ gewesen war.¹⁴ Am 9. November 1947 wurde im Betriebsbahnhof Speising (Hetzendorfer Straße 188) ein Mahnmal für hingerichtete kommunistische WiderstandskämpferInnen enthüllt, darunter auch Hedy Urach.¹⁵ Die Hedy-Urach-Gasse war eine Umbenennung der Tolstojgasse in der Siedlung SAT (Siedlung Auhofer Trennstück). Als Zusatz wurde angeführt, dass die Tolstojgasse in Lainz bestehen bleibe. Es handelte sich bei dieser Benennung daher auch um eine Beseitigung einer Doppelbenennung.¹⁶

1950er Jahre

Am 20. September 1951 wurde die *Horeischygasse* in Wien-Hietzing benannt. Die Erläuterungstafel sollte lauten: „[...] bei der Verteidigung des Elektronenmikroskops von einem Nationalsozialisten ermordet“.¹⁷ Dr. Kurt Horeischy (1913–1945) hatte zuerst Physik, dann Chemie studiert. Er gehörte 1934 bis 1938 dem Roten Studentenverband, der Einheitsorganisation sozialistischer und kommunistischer Studierender an.¹⁸ Horeischy nahm am Polenfeldzug teil, wurde aber wegen eines Lungenleidens aus der Wehrmacht entlassen. Er wurde Assistent am Ersten chemischen Institut in der Währinger Straße und leitete ab 1941 das Mikrochemische Laboratorium. Horeischy gehörte der KPÖ¹⁹ und der Widerstandsgruppe „Tomsk“ im chemischen Institut an. Als der NS-Partei-gänger Jörn Lange am 5. April 1945 ein Elektronenmikroskop, damals das einzi-

ge Gerät seiner Art in der „Ostmark“, zerstören wollte, schritten Horeischy und sein Kollege Univ.-Ass. Hans Vollmar ein, um dies zu verhindern, wurden jedoch von Lange erschossen. Im September 1945 wurde Lange für den Mord zum Tode verurteilt, entzog sich aber der Vollstreckung durch Einnahme von Zyankali. Der Schriftsteller Johannes Mario Simmel schildert diese Geschehnisse in einem Roman, Stephanie Carla de la Barra arbeitete den Prozess gegen Lange wissenschaftlich auf.²⁰ Horeischy wohnte zuletzt in Wien 13, Rohrbacherstraße 5, womit eine Zuordnung des Gehrten zum Bezirk erfolgte.

Am 19. Juni 1954 wurde die *Stipcakgasse* in Siebenhirten benannt. Sie hieß vorher Feldweg.²¹ Die Umbenennung erfolgte im Zuge einer größeren Umbenennungswelle von Verkehrsflächen in Atzgersdorf, Rodaun und Siebenhirten. In Siebenhirten wurden sieben weitere Straßennamen umbenannt, davon sechs nach örtlichen Persönlichkeiten. Der Tischler Leopold Stipcak (1909–1944) war führender Funktionär der Revolutionären Sozialisten im Raum Siebenhirten/Vösendorf. Nach dem Zusammenbruch der Organisation suchte er Kontakt zu den Kommunisten und baute eine neue Widerstandsgruppe auf. Er wurde am 1. September 1942 verhaftet, am 14. Februar 1944 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt und am 26. April 1944 im Wiener Landesgericht hingerichtet.²²

Die Benennung der *Klostermanngasse* in Atzgersdorf erfolgte am 7. Dezember 1955 zeitgleich mit der Einbeziehung der am 14. Februar 1949 benannten Therese-Klostermann-Gasse in Atzgersdorf/Liesing in die Fröhlichgasse.²³ Bei näherer Betrachtung der Verkehrsflächen ist die 1955 neu benannte Gasse von der Lage und Größe her „attraktiver“ wie der in die Fröhlichgasse einbezogene Teil. Abgesehen davon beginnt die Gasse bei ihrer letzten Wohnadresse Carlberggasse 39. Therese Klostermann war Arbeiterin in der Schuhfabrik Aeterna und Mitarbeiterin der KPÖ-Kreisleitung III, die neben den Bezirken 2, 3 und 10 auch Atzgersdorf und Brunn am Gebirge umfasste. Sie organisierte Spenden für die Unterstützung von Angehörigen politisch Inhaftierter, wurde am 4. Jänner 1943 verhaftet und am 27. November 1943 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zum Tode verurteilt und am 13. März 1944 gemeinsam mit fünf weiteren Kommunisten hingerichtet.²⁴ An der Ecke Klostermann-gasse/Anton-Heger-Platz befindet sich



Kurt Horeischy (1913–1945)

ein von der KPÖ gestifteter Gedenkstein für Therese Klostermann.

Wie erwähnt wurde am 15. Februar 1949 die Teufelgasse in Wien-Mauer benannt. Sie wurde am 7. November 1956 in *Johann-Teufel-Gasse* umbenannt.²⁵ Der bei Steyr Daimler Puch beschäftigte Tischlergehilfe Johann Teufel (1896–1943) wurde am 24. September 1941 wegen Betätigung für die illegale KPÖ verhaftet, am 22. November 1942 vom Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt und am 16. Juni 1943 im Landesgericht Wien hingerichtet.²⁶

1960er Jahre

Am 20. Jänner 1960 wurde die *Matthias-Ernst-Pista-Gasse* in Floridsdorf benannt.²⁷ Der Gemeindebedienstete Matthias Ernst Pista (1894–1943) war von 1926 bis 1934 sozialdemokratischer Vertrauensmann und Sekretär der Bezirksvorsteher von Floridsdorf, Franz Bretschneider und Anton Feistl. Pista leitete nach 1934 das Wohlfahrtsamt Groß-Enzersdorf, politisch schloss er sich nach dem „Anschluss“ der KPÖ an. Seit Mai 1939 war er Bezirksleiter der KPÖ Floridsdorf. Er wurde am 20. Jänner 1941 verhaftet, am 23. November 1942 wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt und am 13. April 1943 Landesgericht Wien hingerichtet.²⁸

Am 20. November 1963 wurden zwei Verkehrsflächen in Wien-Penzing benannt, die Lebereckstraße (nach einer Bodenerhebung) und die *Ernst-Burger-Gasse* mit dem Hinweis „Österreichischer Freiheitskämpfer, Opfer des Faschismus.“²⁹ Burger stammte aus armen Verhältnissen, absolvierte eine



Ernst Burger (1915–1944)

Lehre und wurde kaufmännisch Angestellter in einer kleinen Firma in Meidling. Politisch betätigte er sich bei den Roten Falken, war Mitglied des Republikanischen Schutzbundes und der sozialdemokratischen freien Gewerkschaften. Im März 1934 trat er zum KJV über und wurde Bezirkspolleiter und später Kreispolleiter. Zwischen 1934 und 1938 wurde Burger mehrmals inhaftiert. Nach dem „Anschluss“ 1938 flüchtete er über die Schweiz nach Paris. Am 15. November 1938 war Burger wieder in Wien, wurde aber nur zwei Tage später im Zuge einer größeren Aktion der Gestapo verhaftet. Am 12. Dezember 1940 wurde er zu zwei Jahren und neun Monaten Zuchthaus verurteilt. Nach Verbüßung der Haft wurde er im Dezember 1941 ins KZ Auschwitz überstellt. Dort nutzte er seine Rolle als Funktionshäftling für die Organisation des Häftlingswiderstands. Er wurde bald unter anderem mit Hermann Langbein zur Zentralfigur der „Kampfgruppe Auschwitz“, die verschiedene nationale Gruppen umfasste. Burgers geplante Flucht aus dem KZ (gemeinsam mit weiteren vier Häftlingen) misslang durch Verrat. Am 30. Dezember 1944 wurde er am Appellplatz in Auschwitz (gemeinsam mit Rudolf Friemel, Ludwig Vesely und zwei polnischen Mitgliedern der Kampfgruppe) hingerichtet.³⁰

Am 19. November 1968 wurden vier Verkehrsflächen nach Opfern des Nationalsozialismus benannt. Neben den Übersetzern und Lyrikern Felix Grafe, Max Fleischer und Walter Lindenbaum erhielt in der Per-Albin-Hansson-Siedlung Ost in Favoriten auch Jura Soyfer einen Gassennamen (*Jura-Soyfer-*

Gasse).³¹ Der Lyriker, Kabarettidichter und Journalist Jura Soyfer (1912–1939) war Mitarbeiter der *Arbeiter-Zeitung*. Nach 1934 wandte er sich der illegalen KPÖ zu, rechnete mit der Sozialdemokratie ab („So starb eine Partei“, als Romanfragment erhalten) und warnte vor dem Nationalsozialismus. Im Austrofaschismus wurde er 1937 für drei Monate inhaftiert. Seine Flucht in die Schweiz missglückte, und er wurde am 13. März 1938 festgenommen. Am 23. Juni 1938 lieferten ihn die Nationalsozialisten ins KZ Dachau ein, wo er das bekannte „Dachaulied“ verfasste. Später wurde er in das KZ Buchenwald überstellt, wo er am 16. Februar 1939 an Typhus starb. Er war bereits im Besitz eines Affidavits, die KZ-Entlassungspapiere waren bereits unterzeichnet gewesen.³²

Am 21. Oktober 1969 wurden sechs weitere Verkehrsflächen in der Per-Albin-Hansson-Siedlung Ost nach Opfern des Nationalsozialismus benannt, darunter eine nach dem Lyriker und kommunistischen Widerstandskämpfer Hubert Gsur (1912–1944), die *Hubert-Gsur-Gasse*. In den Benennungsunterlagen steht irrtümlich der falsche Vorname Herbert.³³ Der Feinmechaniker Hubert Gsur gehörte einer Widerstandsgruppe an, die Kontakte zu aus Frankreich zurückgekehrten und als Fremdarbeiter getarnten WiderstandskämpferInnen hatte. Er stellte zahlreiche Flugblätter her. Am 28. August 1943 wurde er verhaftet, am 26. Oktober 1944 vom Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt und am 5. Dezember 1944 hingerichtet.³⁴

1980er Jahre

Es vergingen knapp 20 Jahre, bis es im Gedenkjahr 1988 (50 Jahre „Anschluss“ 1938) zur Benennung von drei weiteren Verkehrsflächen nach kommunistischen Widerstandskämpfern kam: der *Andreas-Morth-Weg*,³⁵ die *Hermann-Plackholm-Gasse*³⁶ und der *Johann-Zak-Weg*.³⁷ Der Arbeiter Andreas Morth (1902–1942) war Mitglied der kommunistischen Widerstandsgruppe im Siemens-Schuckert-Werk in Floridsdorf. Er wurde am 21. Februar 1941 verhaftet, am 27. August 1942 vom Volksgerichtshof wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und am 10. November 1942 am Landesgericht Wien hingerichtet.³⁸

Hermann Plackholm (1904–1944) war gelernter Taschner. 1927 trat er in den Dienst der Stadt Wien bei der Feuerwehr ein. Zuletzt war er Hauptwachtmeister.

Er wuchs in einem sozialdemokratischen Milieu auf, trat aber 1933 der KPÖ bei. Auch Johann Zak (1903–1944) war Hauptwachtmeister bei der Feuerwehr. Beide gehörten einer kommunistischen Widerstandsgruppe an. Sie kassierten Spendengelder für die KPÖ ein und verteilten Flugschriften und Streuzettel. Gemeinsam mit seiner Frau Maria wurde Plackholm am 4. Februar 1943 von der Gestapo festgenommen, am 22. Februar wurde Zak verhaftet. In der Folge wurden über 50 Feuerwehrleute verhaftet, die letzten Festnahmen erfolgten im Jänner 1944. Da die Feuerwehren seit 1939 als Feuerschutzpolizei Teil der Ordnungspolizei waren, war das Oberste SS- und Polizeigericht in München für Hermann Plackholm und Johann Zak „zuständig“. Die Verhandlung fand in Wien statt. Insgesamt wurden am 25. März 1944 47 Feuerwehrleute verurteilt, davon fünf wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Landesverrats zum Tode. Alle Verurteilten wurden in das KZ Mauthausen überstellt. Plackholm und Zak wurden am 31. Oktober 1944 auf der Militärschießstätte Kagrán erschossen. Zur Abschreckung mussten 600 dienstfreie Feuerwehrmänner in Kagrán Aufstellung nehmen, um an der Erschießung beizuwohnen.³⁹

Am 14. September 1988 wurde die *Mastnygasse* benannt. Der Handelsangestellte Friedrich (Fritz) Mastny (1921–1943) wuchs in einem sozialdemokratischen Milieu auf. Er war bei den Kinderfreunden und später bei den Roten Falken aktiv. Über Ernst Burger kam Mastny 1934 zum KJV, wo er nach 1938 eine Leitungsfunktion innehatte. Er war Mitglied der Widerstandsgruppe „Soldatenrat“, deren AktivistInnen Wehrmachtangehörige über den Krieg aufklärten und zur Desertion aufforderten. Gemeinsam mit Walter Kämpf und der Studentin Elfriede Hartmann verbreitete er die Flugschriften *Die rote Jugend* und *Der Soldatenrat*. Die Gruppe plante auch Brand- und Sabotageanschläge. Am 13. Mai 1942 wurde Mastny verhaftet, am 22. September 1943 in Krems wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Feindbegünstigung zum Tode verurteilt und am 2. November 1943 – im Alter von 22 Jahren – im Wiener Landesgericht hingerichtet.⁴⁰

1990er Jahre

Am 18. Jänner 1996 wurde die *Schipanygasse* in der Leopoldstadt benannt. Der in Brünn geborene optische Feinmechaniker Franz Schipany (František

Šipany, 1915–1941) gehörte einer tschechischen Widerstandsgruppe in Wien an, die von den nationalsozialistischen Verfolgern als „Tschechische Sektion der KPÖ“ bezeichnet wurde. Er wurde am 10. September 1941 festgenommen und am 6. November 1941 im KZ Mauthausen erschossen. Im Beisein seiner Witwe wurde die Enthüllung der Verkehrsfläche am 18. Mai 1996 vorgenommen.⁴¹

Am 11. April 1997 wurde der *Mira-Lobe-Weg* in der Donaustadt benannt.⁴² Die aus Görlitz in Niederschlesien stammende Kinderbuchautorin Mira Lobe wurde als Hilde Mirjam Rosenthal 1913 geboren und starb 1995 in Wien. 1936 emigrierte sie als Betroffene der Nürnberger Rassengesetze nach Palästina. 1950 kam sie nach Wien, weil ihr Ehemann Friedrich Lobe ein Engagement im von der KPÖ gegründeten *Neuen Theater in der Scala* bekommen hatte. Sie trat



in diesem Jahr der KPÖ bei, der sie bis nach den Ereignissen in Ungarn im Jahr 1956 angehörte. Lobe veröffentlichte mehrere Bücher im Globus-Verlag und im Schönbrunn-Verlag der KPÖ, etwa „Der Tiergarten reißt aus“ und „Bärli hupf“. In *Unsere Zeitung*, herausgegeben von der *Demokratischen Vereinigung Kinderland*, der 1946 gegründeten und bis heute bestehenden KPÖ-nahen Kinder- und Elternorganisation, erschienen zahlreiche Beiträge von ihr. Nach der Schließung der *Scala* ging sie für ein Jahr mit ihrem Ehemann, der am Deutschen Theater in Berlin Ost engagiert worden war, in die DDR.⁴³ Seit 1958 lebte Mira Lobe wieder in Wien und publizierte in der Folge zumeist im SPÖ-nahen *Verlag Jungbrunnen*. Für „Die Omama im Apfelbaum“ (1965) und „Das kleine Ich-bin-ich“ (1972) bekam sie den österreichischen Staatspreis für Kinder- und Jugendliteratur.

Anlässlich des fünfjährigen Todestags von Dr. Viktor Matejka (1901–1993) wurde am 17. April 1998 in der Nähe seines Wohnorts in Mariahilf (Theobaldgasse 15) die *Viktor-Matejka-Stiege* benannt. Sie befindet sich unterhalb des Apollokinos in der Kaunitzgasse zur Ecke Eggerthgasse. Matejka war in der

Ersten Republik Kursleiter an den Volkshochschulen, 1934 wurde er von den Austrofaschisten als geschäftsführender Obmann der Volksschule Volksheim Ottakring eingesetzt, 1936 bis 1938 war er Bildungsreferent in der gleichgeschalteten Arbeiterkammer Wien. 1938 kam er mit dem so genannten Prominententransport in das KZ Dachau, am 27. September 1939 wurde er in das KZ Flossenbürg überstellt, am 6. Juli 1944 wurde er entlassen. Matejka trat im April 1945 in die KPÖ ein, wurde Stadtrat für Kultur und Volksbildung in Wien (1945–1949) und blieb bis 1954 Gemeinderat. Als Stadtrat sprach er – als einziger österreichischer Politiker – eine Einladung an die von der NS-Diktatur Vertriebenen aus, aus dem Exil nach Österreich zurückzukehren. 1966 trat er in den Ruhestand und schied mit Ende seines Angestelltenverhältnisses bei der KPÖ auch aus der Partei aus.⁴⁴ 1991 wurde er Bürger der Stadt Wien.

2000er Jahre

Während die ersten 20 Benennungen von Verkehrsflächen nach KommunistInnen in den Jahren 1945 bis 1998 stattfanden, erfolgten allein in den letzten 20 Jahren weitere 20. Am 5. März 2002 erhielt die Widerstandskämpferin Hermine Nierlich-Jursa (1912–2000) eine Ehrung in Form der Hermine-Jursa-Gasse. Die Gasse liegt im Bereich des ehemaligen Rinderschlachthofes St. Marx. Eine Erläuterungstafel wurde erst am 31. Dezember 2016 angebracht.⁴⁵ Die Straße ist eine Zuordnung zum Bezirk, weil Hermine Jursa im dritten Bezirk wohnte.⁴⁶ Hermine Jursa wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, kam zu Pflegeeltern ins Waldviertel und arbeitete ein Jahr in einer Strumpffabrik. Seit 1929 war sie wieder in Wien und arbeitete als Wäscherin und Dienstmädchen. 1934 heiratete sie den Fleischhauer Ottokar Huber, der sich aber von ihr scheiden ließ, als sie in Ravensbrück interniert war (Dies hatte für Jursa zur Folge, dass sie die Wohnung verlor und nach ihrer Befreiung und Rückkehr nach Wien auf die Zuweisung einer Wohnung durch das Wohnungsamt angewiesen war). Jursa war seit 1936 im KJV tätig, verteilte Flugschriften und schrieb Parolen an Hauswände. Im Nationalsozialismus setzte sie ihre Widerstandstätigkeit fort. Im August 1939 wurde sie nach der Denunziation durch einen Spitzel verhaftet und im Jänner 1942 zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Jursa wurde im Mai 1942 in das KZ Ravensbrück einge-



Fritz Mastny (1921–1943)

liefert, wo sie im April die Befreiung erlebte. Danach war sie als Bildungs- und Frauenreferentin der KPÖ-Bezirksleitung Erdberg aktiv, engagierte sich in der Friedensbewegung und bis ins hohe Alter in der Lagergemeinschaft Ravensbrück. 1946 heiratete sie den ehemaligen Spanienkämpfer und KZ-Überlebenden Wilhelm Jursa.⁴⁷

Anlässlich des 60. Todestags von Erwin Puschmann (1905–1943) wurde am 1. April 2003 in Penzing die *Erwin-Puschmann-Gasse* benannt. Der Bauschlösser Erwin Puschmann war Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), trat aber bereits 1923 dem KJV bei. 1929 wurde Puschmann arbeitslos und widmete sich verstärkt dem aktiven Sport. Er trat dem Sportverein *Westend* bei und betätigte sich dort auch als politischer Agitator. 1930 wurde Puschmann Mitglied der KPÖ. Nach dem Verbot des *Westend* gründete er 1933 den Arbeitersportverein *S.C. Olympia 1933*, der als Plattform für illegale Aktivitäten des KJV diente. Zwischen 1934 und 1938 brachte ihm sein politisches Engagement einen Aufenthalt im Anhaltelager Wöllersdorf und mehrere Haftstrafen ein. 1935 wurde er Verantwortlicher für die zentrale Kaderarbeit der KPÖ und war zu Schulungszwecken in Moskau, 1937 ging er nach Prag, dann nach Paris und schließlich nach Jugoslawien. Nach mehreren Verhaftungswellen wurde Puschmann nach Wien geschickt, um den kommunistischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus neu zu organisieren. Gemeinsam mit Franz Sebek und Ferdinand Strasser baute Puschmann die dritte zentrale Leitung der illegalen KPÖ auf. Er wurde am 22. Jänner 1941 verhaftet. Zum Verhängnis wurde



Käthe Odwody (1901–1943)

ihm sein enger Kontakt mit Kurt Koppel (Deckname „Ossi“), einem Gestapospitzel. Puschmann wurde am 22. September 1942 zum Tode verurteilt und am 7. Jänner 1943 hingerichtet.⁴⁸

Am 9. September 2003 wurde der *Franz-Pixner-Weg* in der Donaustadt benannt. Der gelernte Tischler und spätere Maler und Bildhauer Franz Pixner (1912–1998) war Mitglied der SAJ und trat 1931 zur KPÖ über. Aus diesem Grunde wurde er im Austrofaschismus 1935 von der Hochschule verwiesen und in das Anhaltelager Wöllersdorf eingeliefert. 1936 wurde er neuerlich verhaftet. Nach seiner Freilassung im Februar 1937 ging Pixner im Juni nach Spanien und kämpfte auf Seiten der Republik gegen Franco und wurde schwer verwundet. Nach seiner Freilassung aus dem französischen Lager Gurs emigrierte er nach Großbritannien, wo er das Kriegsende erlebte. 1946 kehrte er nach Wien zurück, studierte Bildhauerei und lebte als freischaffender Künstler in Wien.⁴⁹ Der KPÖ gehörte er bis 1957 an.

Ebenfalls am 9. September 2003 wurde in der Donaustadt (Rennbahnweg) der *Hermann-Langbein-Weg* benannt. Hermann Langbein (1912–1995) schloss sich 1933 der KPÖ an, flüchtete nach dem „Anschluss“ 1938 und kämpfte im Spanischen Bürgerkrieg in den Internationalen Brigaden. Nach der Niederlage der Republik flüchtete er nach Frankreich, wo er in verschiedenen Lagern interniert und nach der Besetzung Frankreichs an Hitlerdeutschland ausgeliefert wurde. Zwischen 1941 und 1945 war er in den Konzentrationslagern Dachau, Auschwitz und Neuengamme, wo er überall am Lagerwiderstand beteiligt war. Langbein wurde 1945 hauptamtlich

in der KPÖ tätig und war bis 1950 Mitglied des Zentralkomitees. Er war 1954 Mitbegründer des *Internationalen Auschwitzkomitees* (IAK) und dessen erster Generalsekretär. 1958 wurde er aus der KPÖ ausgeschlossen. In der Folge war Langbein publizistisch tätig. 1967 wurde er von der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem als „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet. In den Frankfurter Auschwitzprozessen war er wichtiger Zeuge.⁵⁰

Am 3. Dezember 2004 wurden zwei Verkehrsflächen in Favoriten im Neubaugebiet Bereich „Monte Laa“ nach hingerichteten kommunistischen Widerstandskämpfern benannt, nämlich die *Rudolf-Friemel-Gasse*⁵¹ und die *Käthe-Odwody-Gasse*.⁵² Der Kraftfahrzeugmechaniker Rudolf Friemel (1907–1944) war Mitglied der SAJ und seit 1926 der SDAP. Als Angehöriger des Republikanischen Schutzbundes kämpfte er aktiv im Februar 1934 gegen das autoritäre Regime. Nach den Kämpfen flüchtete Friemel in die Tschechoslowakei und trat zur KPÖ über. Nach seiner Rückkehr nach Österreich wurde er Ende Juli festgenommen und am 8. Oktober 1934 zu sieben Jahre Kerker verurteilt. Nach seiner Begnadigung und vorzeitigen Entlassung am 23. Juli 1936 aus dem Gefängnis Stein emigrierte er im Jänner 1937 nach Frankreich und von dort weiter nach Spanien, um auf Seiten der spanischen Republik in den Reihen der Internationalen Brigaden gegen Franco zu kämpfen. Nach der Niederlage der Republik flüchtete er nach Frankreich und wurde im Lager Gurs interniert. Nach der Besetzung Frankreichs wurde er am 31. Juli 1941 den deutschen Behörden übergeben. Am 2. Jänner 1942 wurde er im KZ Auschwitz interniert. Friemel war Funktionshäftling und schloss sich der „Kampfgruppe Auschwitz“ an. Er war der einzige Häftling in Auschwitz, dem im März eine Heirat gestattet wurde. Margarita Ferrer Rey, seinem Vater und dem gemeinsamen Kind wurde zu diesem Zweck gestattet, nach Auschwitz zu reisen.⁵³ Am 30. Dezember 1944 wurde Friemel gemeinsam mit Ernst Burger, Ludwig Vesely und zwei polnischen Mitgliedern der „Kampfgruppe Auschwitz“ hingerichtet.

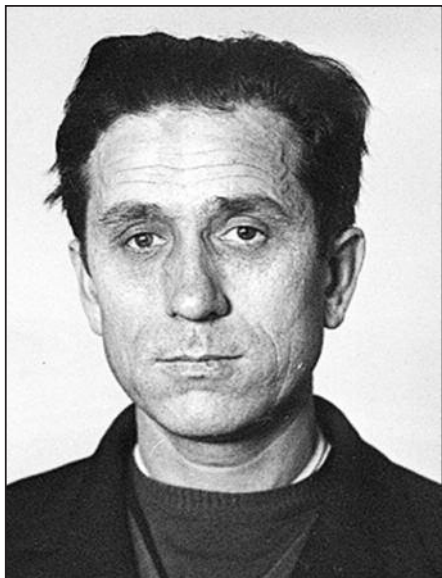
Die aus Mähren stammende Hilfsarbeiterin Katharina („Käthe“) Odwody (1901–1943) kam mit ihren Eltern 1905 nach Wien. 1921 heiratete sie den Schlossergehilfen Franz Odwody, seit 1924 war sie im Ankerbrotwerk in Wien beschäftigt und wurde bald Betriebsrätin.

Als aktive Februarkämpferin war sie von 17. Februar bis 11. Mai 1934 inhaftiert. Wegen „Aufstand und Hochverrat“ angeklagt, wurde sie zwar freigesprochen, verlor aber ihren Arbeitsplatz und blieb bis 1938 arbeitslos. Nach dem „Anschluss“ arbeitete sie weiter für die illegale KPÖ, kassierte Mitgliedsbeiträge ein und verteilte die *Rote Fahne*. Sie wurde am 29. April 1941 als Mitglied der KPÖ-Bezirksleitung Favoriten verhaftet, am 9. November 1942 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt und am 23. September 1943 hingerichtet. Am 15. Juni 1946 wurde eine Gedenktafel mit einem Portätrelief in der Absberggasse 35 (Ankerbrotfabrik) enthüllt.⁵⁴

Der Hilfsarbeiter (Buchbinder) Ludwig Kralik (1912–1937) nahm als Mitglied des Republikanischen Schutzbundes aktiv an den Kämpfen im Februar 1934 teil. Er wurde am 20. April 1934 wegen Aufruhrs zu drei Jahren schweren Kerkers verurteilt. Im Juni 1937 ging er nach Spanien, um an der Seite der Republik gegen die Armee von General Franco zu kämpfen. Nach wenigen Tagen, am 9. Juli 1937, fiel er in der Schlacht bei Brunete (25 km von Madrid entfernt).⁵⁵ Seit 6. März 2007 erinnert der *Ludwig-Kralik-Weg* in seinem Heimatbezirk Simmering an ihn.

Am 7. Oktober 2008 wurde der *Anna-Hand-Weg* im Bereich der Aspanggründe benannt. Die aus einer Wiener Arbeiterfamilie stammende Anna Hand (1911–1987) maturierte, machte dann eine Lehre und arbeitete in einem Büro. Sie war in der Sozialdemokratischen Partei aktiv, wechselte aber nach dem niedergeschlagenen Februaraufstand 1934 zur illegalen KPÖ. Sie leistete Widerstand gegen den Austrofaschismus und den Nationalsozialismus. Hand wurde 1942 verhaftet und 1943 in das KZ Ravensbrück eingeliefert. Zu Kriegsende gelang ihr mit Hermine Jursa, Mitzi Berner und Mali Fritz die Flucht aus dem KZ, am 21. Juni 1945 kam sie in Wien an. Sie zog mit ihrer Lebensgefährtin Maria Berner zusammen und adoptierte mit ihr ein Kind (Ilse). Hand arbeitete fortan hauptberuflich für die KPÖ, Berner lebte als Hausfrau und war nebenbei für das Frauenreferat der KPÖ tätig.⁵⁶

Der Bauarbeiter (Kranführer) Franz Sebek (1901–1943) arbeitete bereits als Schulkind bei seinen Eltern in den Wienerberger Ziegelwerken und trat 1915 der Gewerkschaft und der Sozialdemokratie bei. 1920 trat er zur KPÖ über. An den Februarkämpfen 1934 nahm er aktiv teil. Nach dem Verbot der Gewerkschaft



Franz Sebek (1901–1943)

organisierte er die illegale freie Bauarbeitergewerkschaft und wurde Mitglied des ZK der KPÖ. In der NS-Zeit baute er mit Erwin Puschmann die dritte zentrale Leitung der KPÖ auf. Er organisierte in den Siemens-Schuckert-Werken eine Widerstandsgruppe (Verteilung von illegalen Materialien, Sammlungen für die *Rote Hilfe*). Sebek wurde wie auch Puschmann im Jänner 1941 verhaftet und am 22.9.1942 zum Tode verurteilt. Er wurde – wie Puschmann – am 7.1.1943 im Wiener Landesgericht hingerichtet.⁵⁷ Die *Franz-Sebek-Straße*, benannt am 1. Dezember 2009, befindet sich bei den Siemenswerken. Es handelt sich also um eine Zuordnung einer Verkehrsfläche zur – im weiteren Sinne – Wirkungsstätte einer Person.

2010er Jahre

Ebenfalls bei den Siemenswerken ist die am 4. Mai 2010 benannte *Leopoldine-Padaurek-Straße* verortet. Leopoldine Padaurek (1898–1944) war Hilfsarbeiterin bei den Siemens-Schuckert-Werken. 1918 trat sie der Sozialdemokratie und der Gewerkschaft bei. Während der nationalsozialistischen Diktatur leistete sie Widerstand für die illegale KPÖ. Padaurek wurde am 25. Jänner 1944 verhaftet, am 27. September 1944 zum Tode verurteilt und am 21. November 1944 im Wiener Landesgericht hingerichtet.⁵⁸

Am 28. Februar 2012 wurde die *Agnes-Primocic-Gasse* in der Seestadt Aspern benannt. Dies geschah im Zuge einer En-bloc-Benennung nach Frauen, um den geringen Frauenanteil bei Straßennamen zu korrigieren. Anzumerken bei dieser Benennung ist, dass bei der Salzburgerin Primocic kein Wien-Bezug gegeben ist, der nach den ein-

gangs erwähnten Kriterien von Verkehrsflächenbenennungen zu berücksichtigen gewesen wäre. Der Antrag ging von der Bezirksvorstehung Donaustadt aus und wurde von SPÖ, ÖVP und Grünen am 7. Dezember 2011 eingebracht. Die Begründung in Kurzform lautete: „Widerstandskämpferin, Stadträtin für Fürsorge, ihr Engagement galt dem Aufbau von Kindergärten und den sozialen Rechten der arbeitenden Bevölkerung, politische Öffentlichkeitsarbeit in Schulen im hohen Alter“.⁵⁹ Agnes Primocic (1905–2007) wuchs in einer Arbeiterfamilie in Hallein (Salzburg) auf und begann bereits mit 16 Jahren in der dortigen Tabakfabrik zu arbeiten. Seit ihrem 25. Lebensjahr setzte sie sich als Sozialdemokratin, Gewerkschafterin und Betriebsrätin für bessere Arbeitsbedingungen in der Fabrik ein. Sie organisierte einen Streik und wurde in der Folge entlassen. 1934 trat sie wegen der Inaktivität der Sozialdemokratie zur illegalen KPÖ über. Im Austrofaschismus war sie vier Mal inhaftiert. In der NS-Zeit wurde sie von der Gestapo mehrfach verhört und drei Mal inhaftiert. 1943 verhalf sie dem Widerstandskämpfer Sepp Plieseis zur Flucht aus dem KZ-Außenlager Vigaun bei Hallein sowie kurze Zeit später zwei weiteren Häftlingen. Kurz vor Kriegsende rettete sie durch ihr mutiges Auftreten 17 bereits zum Tode verurteilte Gefangene vor der Erschießung. Nach 1945 wurde sie Landessekretärin der KPÖ Salzburg und Stadträtin für Fürsorge in Hallein. In den 1980er und 1990er Jahren wurde Primocic häufig in Schulen als Zeitzeugin eingeladen.⁶⁰

Am 4. November 2013 wurde in Simmering der *Schütte-Lihotzky-Weg* benannt.⁶¹ Margarete Schütte-Lihotzky (1897–2000) absolvierte als eine der ersten Frauen ein Architekturstudium.⁶² Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs arbeitete sie gemeinsam mit dem Architekten Adolf Loos für die Siedlerbewegung. Ihr Ziel war optimales Bauen für sozial Schwache mittels standardisierter Haustypen in kostengünstiger Fertigbauweise. 1926 holte sie Stadtbaurat Ernst May in sein Team nach Frankfurt am Main. Dort erfand sie die erste seriell herstellbare und Platz sparende Küche („Frankfurter Küche“) und erreichte damit internationale Bekanntheit.

1927 trat Schütte-Lihotzky aus der Sozialdemokratie aus und ging 1930 mit May in die Sowjetunion. Dort plante sie Kindereinrichtungen und Schulen. Bis 1937 blieb sie in der Sowjetunion, unternahm aber auch Studien- und Vortrags-

reisen nach China und Japan. Über Paris emigrierte sie mit ihrem Mann Wilhelm Schütte in die Türkei und trat 1939 der KPÖ bei. Im Dezember 1940 reiste sie nach Wien, um aktiv am Widerstand gegen die NS-Diktatur teilzunehmen. Am 22. Jänner 1941 wurde Schütte-Lihotzky von der Gestapo verhaftet und am 22. September 1942 zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Sie erlebte die Befreiung in Aichach (Bayern) am 29. April 1945.

Nach dem Krieg arbeitete Schütte-Lihotzky zunächst in Sofia und kehrte 1947 mit ihrem Ehemann ins zerstörte Wien zurück. Hier gab es zwar genug Arbeit für ArchitektInnen, aber für die sozialdemokratische Stadtverwaltung war die Kommunistin Schütte-Lihotzky eine *Persona non grata*, weshalb sie nur einige kleinere Aufträge bekam. Von 1948 bis 1969 war sie Vorsitzende des *Bunds demokratischer Frauen*, engagierte sich in der KPÖ und als Rednerin bei Veranstaltungen. Erst sehr spät erfuhr Schütte-Lihotzky Anerkennung, etwa mit dem Architekturpreis der Stadt Wien (1980). 1993 fand in Wien die erste Ausstellung ihres Gesamtwerks im Museum für angewandte Kunst (MAK) statt. Noch zu Lebzeiten wurde ein Gemeindebau nach ihr benannt.

Am 26. November 2013 wurde nach Franziska (1895–1989) und Otto Tausig (1922–2011) der *Tausigplatz* in Wieden benannt. Es handelt sich hierbei um eine Verkehrsfläche ohne Adresse (Spitz zwischen Karlsgasse und Gußhausstraße). Franziska Tausig schickte ihren damals 16-jährigen Sohn Otto Tausig 1938 nach



Großbritannien, wodurch sie ihn vor weitere Verfolgung nach dem „Anschluss“ retten konnte. Es gelang ihr, gemeinsam mit ihrem Ehemann Aladar, einem der ungarischen Minderheit in Siebenbürgen angehörigen Rechtsanwalt, den sie aus dem Konzentrationslager freikaufen konnte, mit einem Schiff nach Shanghai zu entkommen. Ihren Sohn sah sie 1948 in Wien wieder. Otto Tausig war Schauspieler und Regisseur und in der Emigration in Großbritannien Kommunist geworden. Seit 1948 wirkte er als Chefdramaturg am *Neuen Theater in der*



Selma Steinmetz (1907–1979)

Scala. Nach der Schließung des Theaters 1956 ging er in die DDR, wo er am Deutschen Theater und der Volksbühne Engagements fand. Die weiteren Stationen waren Münster, Zürich und Wien. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Tausig bereits von der KPÖ abgewandt.⁶³ Er war Mitbegründer des Dario-Fo-Theaters (1979) und engagierte sich für die Friedensbewegung und in der Flüchtlingshilfe.

Am 6. November 2017 wurden drei Verkehrsflächen nach KommunistInnen benannt: Der *Ida-Margulies-Platz* in Wieden sowie in Floridsdorf die *Ferdinand-Platzer-Gasse* und die *Selma-Steinmetz-Gasse*. Dr.ⁱⁿ Ida Margulies (1910–2003) gehörte seit 1930 der KPÖ an. Sie stammte aus einer jüdischen Familie, die 1914 vor Pogromen von Polen nach Wien flüchtete. 1929 lernte sie ihren späteren Ehemann Moritz (Fels-Margulies) kennen; beide engagierten sich in der linkssozialistischen Jugendorganisation *Haschomer Hazair*. Ida studierte Geschichte und Französisch an der Universität Wien. Nach den Februarkämpfen 1934 wurden beide verhaftet und flohen nach ihrer Freilassung in die Tschechoslowakei. Im Auftrag der KPÖ zogen beide nach Paris, dann nach Basel. In der Schweiz wurde Ida festgenommen, weil sie unverheiratet mit einem Mann zusammenlebte – damals ein Straftatbestand. Die weiteren Stationen des Paares waren Belgien und nach Einmarsch der deutschen Wehrmacht Südfrankreich. Ida fand mit gefälschten Papieren eine Stelle im Büro der Renaultwerke, wurde aber erkannt und flüchtete weiter nach Paris, wo sie als Sekretärin im Marineministerium arbeitete und für die Resistance tätig war. Die

Gestapo konnte sie enttarnen und brachte sie in ein Sammellager, um sie von dort in ein KZ einzuliefern. Der fortgeschrittene Kriegsverlauf kam ihr zu Hilfe, weil das Lager von den Alliierten befreit wurde. Nach dem Krieg kam sie nach Wien, beendete ihr Studium und arbeitete als Sekretärin. Nach der Niederschlagung des Prager Frühlings trat sie aus der KPÖ aus.⁶⁴ Sie lebte von 1952 bis 2000 in Wien-Wieden, daher entspricht die Verkehrsfläche auch dem Kriterium „Zuordnung zum Bezirk“.

Der Elektriker Ferdinand Platzer (1906–1942) war wie Leopoldine Padaurek und Franz Sebek Mitglied der kommunistischen Widerstandsgruppe in den Siemens-Schuckert-Werken. Er wurde am 16. Mai 1941 verhaftet, am 29. September 1942 zum Tode verurteilt und am 18. Dezember 1942 im Wiener Landesgericht hingerichtet.⁶⁵ Die Benennung der Ferdinand-Platzer-Gasse war notwendig geworden, weil von 2009 bis 2017 bereits an anderer Stelle eine Ferdinand-Platzer-Straße existiert hatte, diese aber aufgelassen worden war.⁶⁶ Die Verkehrsfläche befindet sich wie die Leopoldine-Padaurek-Straße im Bereich der Siemenswerke, ist also eine Zuordnung zur – im weiteren Sinne – Wirkungsstätte der geehrten Person. Da die letzte Adresse von Ferdinand Platzer die Franklinstraße 20 in Floridsdorf war, handelt es sich hierbei auch um eine Zuordnung zum Bezirk.

Selma Steinmetz (1907–1979) studierte an der Universität Wien Germanistik, Geschichte und Pädagogik und dissertierte 1931. 1934 trat sie der KPÖ bei. Da sie im Austrofaschismus als linke jüdische Lehrerin keine Anstellung fand, ging sie nach Frankreich, trat der französischen KP bei und lernte ihren späteren Lebensgefährten, das Mitglied des Zentralkomitees der KPÖ Oskar Grossmann, kennen. Nach der Besetzung des Landes durch NS-Deutschland hielt sie sich eine Zeit lang in einem Kloster versteckt, ehe sie mit einer gefälschten Identitätskarte nach Lyon ging, um weiter im Widerstand zu arbeiten. Steinmetz wurde im Mai 1944 verhaftet, freigelassen und im Juni 1944 neuerlich verhaftet. Nach schwerer Folter durch die Gestapo wurde sie nach Paris und anschließend in ein Sammellager überstellt. Dort wurde sie am 17. August 1944 befreit. Nach Kriegsende betreute sie einige Zeit KZ-Opfer, ehe sie nach Wien zurückkehrte. Sie fand eine Anstellung als Bibliothekarin bei den Wiener Städtischen Büchereien. Per 1. Jänner 1951 wurde sie gekün-

dig, weil sie im Zuge des Oktoberstreiks für einen Tag dem Dienst ferngeblieben war. Steinmetz war in der Folge journalistisch tätig. Als 1963 das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) gegründet wurde, war sie am Aufbau der Bibliothek beteiligt. Nach 1968 trat Steinmetz aus Protest gegen die Niederschlagung des Prager Frühlings aus der KPÖ aus. In der Pension arbeitete sie bei der *Österreichischen Liga für Menschenrechte* und bei *Amnesty International*.⁶⁷

Mit der Selma-Steinmetz-Gasse, Leopoldine-Padaurek-Straße, der Franz-Sebek-Straße und der Ferdinand-Platzer-Gasse ist rund um die Siemens-Werke ein „Widerstandsviertel“ entstanden. Zuvor war für die in der Leopoldstadt umstrittene Arnezhofstraße lange Zeit als Ersatz eine Verkehrsfläche für Selma Steinmetz lobbyiert worden.⁶⁸

Am 8. Mai 2018 wurde in der Seestadt Aspern der *Anni-Haider-Weg* benannt. Die Verkehrsfläche befindet sich im Bereich Grete-Zimmer-Gasse und Hausfeldstraße. Die Initiative des Antrags ging von der MA 21 aus, die von ihrem Recht gemäß Stadtverfassung § 103g, Abs. 1, Z. 11 Gebrauch machte, Vorschläge für Verkehrsflächenbenennungen einzubringen. Der Antrag der Bezirksvorstehung Donaustadt wurde von SPÖ, ÖVP, Grüne und NEOS eingebracht. Im Akt steht der Vermerk einstimmig, was darauf hindeutet, dass die FPÖ sich der Stimme enthielt.⁶⁹ Die Arbeiterin Anna („Anni“) Haider (1902–1990) war Betriebsrätin in einer Textilfabrik. Im Februar 1934 nahm sie aktiv an den Kämpfen im Goethehof teil. Sie wurde danach Mitglied der KPÖ und flüchtete nach der Niederschlagung des Februaraufstands in die Tschechoslowakei. 1936 ging sie in die Sowjetunion. In der Emigration lernte sie Franz Haider kennen, der nach 1945 Landesobmann der KPÖ Oberösterreich war. Beide kehrten Anfang 1938 nach Österreich zurück und waren weiter für die illegale KPÖ aktiv. Anni Haider wurde am 5. Februar 1941 verhaftet. Im Wiener Landesgericht pflegte sie einen engen Kontakt mit der zum Tode verurteilten Ordensschwester Maria Restituta, was möglicherweise der Grund dafür war, dass die FPÖ im Bezirk nicht gegen die Benennung dieser Verkehrsfläche war. Anni und Franz Haider wurden am 22. September 1942 (gemeinsam mit Erwin Puschmann, Franz Sebek, Margarete Schütte-Lihotzky und Karl Lisetz) wegen Hochverrats zu 15 Jahren Zuchthaus

verurteilt. Anni Haider und Schütte-Lihotzky kamen ins Zuchthaus Aichach in Bayern, wo sie am 29. April 1945 von den US-Truppen befreit wurden. Nach dem Krieg gehörte Haider von 1946 bis 1955 der Landesleitung der KPÖ Oberösterreich an und fungierte als Landesfrauenvorsitzende.

Am 5. Juni 2018 wurden in der Seestadt Aspern zwei weitere Verkehrsflächen nach Widerstandskämpferinnen benannt, nämlich die *Antonia-Bruha-Gasse* und die *Maxie-Wander-Gasse*. Die Benennung beider Verkehrsflächen erfolgte in Abstimmung mit dem Projekt 3420 AG (Projektkoordination „City-naming Seestadt Aspern“). Beide Anträge stellte die Bezirksvorstehung Donaustadt am 7. März 2018 (SPÖ, ÖVP, Grüne, NEOS).⁷⁰ Antonia Bruha (1915–2006) gehörte der tschechischen Minderheit in Wien an.⁷¹ Die ersten Lebensjahre verbrachte Bruha bei ihren Großeltern in Böhmen, dann ging sie in die Komensky-Schule. Anschließend absolvierte sie eine Friseurlehre. Frühzeitig publizierte sie bereits Gedichte und Kurzgeschichten für die tschechischsprachigen „Wiener Arbeiterblätter“. 1934 lernte sie im tschechischen Turnverein Josef Bruha kennen, den sie 1935 heiratete. 1936 begann sie ein Studium der Slawistik, nach dem „Anschluss“ wurde das Slawistikinstitut jedoch von den Nationalsozialisten geschlossen. Seit 1938 Mitglied der illegalen KPÖ, schloss sich Bruha dem tschechischen Widerstand um den Handelsangestellten Alois Houdek an. 1941 wurde sie wegen der Verfälschung von Flugschriften verhaftet. Bis September 1942 war sie in Wien in Haft, von Oktober 1942 bis April 1945 war sie im KZ Ravensbrück interniert. Dort schmuggelte sie Medikamente und wurde Zeugin von Zwangssterilisationen und Menschenversuchen. Nach der Befreiung arbeitete sie zehn Jahre lang für das Radio und übersetzte deutschsprachige Texte ins Russische und Tschechische. 1947 war sie federführend bei der Gründung der Lagergemeinschaft Ravensbrück. Seit Anfang der 1960er Jahre trat sie als Zeitzeugin in Schulen auf, arbeitete für das DÖW und baute 1980 eine Dokumentation in der Gedenkstelle Ravensbrück auf. 2001 erhielt Bruha das Goldene Verdienstzeichen der Stadt Wien.

Die als Elfriede Brunner geborene Maxie Wander (1933–1977) stammte aus einer kommunistisch gesinnten Arbeiterfamilie. Ihr Vater war 1945/46 für die KPÖ provisorischer Bezirksbürgermeister von Hernals. Wander brach die

Schule ab und arbeitete in verschiedenen Berufen, u.a. in einer Fabrik, als Buchhaltungskraft, als Kassiererin im *Neuen Theater in der Scala* und im Büro des *Österreichischen Friedensrats*. 1956 heiratete sie den damals ebenso der KPÖ angehörenden Journalisten und Schriftsteller Fred Wander und ging mit ihm 1958 in die DDR. Dort arbeitete sie als Fotografin, Journalistin und Schriftstellerin. Mit dem Buch „Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband“ (1977) gelang ihr kurz vor ihrem Tod – sie starb mit nur 44 Jahren an Krebs – der literarische Durchbruch.

Die jüngsten Benennungen nach zwei Kommunistinnen erfolgten am 4. Juni 2019: Die *Antonie-Lehr-Straße* in Floridsdorf und der *Hermi-Hirsch-Weg* in Meidling. Die Antonie-Lehr-Straße liegt im Bereich Donauefeld (Entwicklungsstufe entlang der Dückegasse). Der Benennungsvorschlag kam von der MA 21 am 22. August 2018, im Bezirk wurde er von SPÖ, ÖVP, Grünen und NEOS eingebracht.⁷² Antonie („Toni“) Lehr (1907–1997) war zunächst Mitglied der SAJ und des Verbands sozialistischer Mittelschüler, ehe sie 1927 der KPÖ beitrug. Sie absolvierte ein Welthandelsstudium, ging in die Sowjetunion und kehrte 1933 nach Wien zurück. Lehr arbeitete für die Kommunistische Internationale und ging im Herbst 1934 nach Prag, 1935 nach Paris. Nach der Niederlage Frankreichs gegen NS-Deutschland schloss sie sich dem Widerstand an. 1943 ging Lehr mit falschen Papieren als Französin getarnt nach Wien zurück und arbeitete in der Floridsdorfer Lokomotivfabrik. Ihre Tarnung flog auf, am 4. Juli 1944 wurde sie verhaftet und am 1. November 1944 in das KZ Auschwitz überstellt, im Jänner 1945 nach Ravensbrück. Im KZ erkrankte Lehr an Typhus.⁷³ Am 23. April 1945 wurde Lehr mit einem Rot-Kreuz-Wagen aus dem Lager geschmuggelt und gelangte über Dänemark nach Schweden. Sie kehrte im August 1945 nach Österreich zurück und arbeitete als Angestellte der KPÖ, u.a. als Sekretärin des Parteivorsitzenden Johann Koplenig. 1971 wurde Lehr wegen Kritik an der Niederschlagung des Prager Frühlings aus der KPÖ ausgeschlossen.

Der *Hermi-Hirsch-Weg* wurde im Zuge des Bauprojekts Remise Wolfganggasse geschaffen. Die Verkehrsfläche befindet sich zwischen Siebertgasse und Gaudenzdorfer Gürtel. Die Initiative für die Benennung ging von der MA 21 aus, die Bezirksvertretung Meidling beschloss mit Stimmenmehrheit am



Maxie Wander (1933–1977)

14. Dezember 2018 diese Verkehrsfläche. Den Antrag stellten SPÖ, Grüne und ÖVP. NEOS und PH (Liste Pro Hetzendorf) stimmten dafür.⁷⁴ Hermi Hirsch (1924–1990) wuchs in ärmlichen Verhältnissen beim Vater und einer Pflegefamilie auf. Mehr ist nicht bekannt. In den 1970er Jahren führte Hirsch ein Beisl im ersten Bezirk (Kumpfgasse), in dem vor allem Studierende und KünstlerInnen verkehrten. Sie engagierte sich in der Frauen- und Friedensbewegung, gehörte dem *Bund demokratischer Frauen* und der KPÖ an. 1982 ging sie mit dem Lokal Konkurs. Zwar organisierten am 23. Jänner 1983 zahlreiche KünstlerInnen ein Solidaritätsfest für Hirsch, das Lokal musste trotzdem geschlossen bleiben. Von 1983 bis zu ihrem Tod war sie Mitglied des Redaktionskollektivs der Frauenzeitschrift AUF.⁷⁵

Sonderfälle

Unter den Sonderfällen sind jene Verkehrsflächen subsummiert, deren „InhaberInnen“ aus verschiedenen Gründen nur kurzfristig in der KPÖ oder in ihrem engeren Umfeld engagiert waren:

- 13.1.1975 Gerhard-Fritsch-Gasse (17)
- 16.5.2000 Marianne-Schönauer-Gasse (19)
- 21.2.2006 Herma-Bauma-Gasse (3)
- 7.10.2008 Christian-Broda-Platz (6)
- 1.12.2009 Helmut-Zilk-Platz (1)
- 3.6.2013 Erich-Fried-Weg (22)

Der Schriftsteller, Bibliothekar und Redakteur von Literaturzeitschriften Gerhard Fritsch (1924–1969) erhielt am 13. Jänner 1975 eine Ehrung in Form der *Gerhard-Fritsch-Gasse* am Fuße des Schafbergs. Mit Franz Werfel und Stefan Zweig bekam er dort prominente Nachbarn. Fritsch war von Jänner bis Dezember 1950 kurzzeitig Mitglied der KPÖ,



Toni Lehr (1907–1997)

seine Erzählungen und Gedichte fanden Platz in von der Partei herausgegebenen Zeitungen. Kurz nach seinem Austritt aus der KPÖ trat er als Bibliothekar in den Dienst der Städtischen Büchereien, 1952 wurde er – vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen – Mitglied der SPÖ. Ein aktives Engagement in der SPÖ blieb aus.⁷⁶

Am 16. Mai 2000 wurde die Verbindung zwischen Cottagegasse und Hartäckerstraße im 19. Bezirk nach der Schauspielerin Marianne Schönauer (1920–1997) in *Marianne-Schönauer-Gasse* benannt. Sie hatte während der Zeit der NS-Herrschaft als „Halbjüdin“ Berufsverbot und schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durch. Ihre Karriere als Schauspielerin und später auch als Schlagersängerin begann erst nach 1945. Sie trat am 6. Juni 1945 der KPÖ bei,⁷⁷ es ist aber nicht feststellbar, wie lange sie Mitglied der KPÖ war. Wohl aber trat sie zum Beispiel im Jahr 1951 als Chansonsängerin am Volksstimmefest 1951 auf und war im KPÖ-nahen *Bund demokratischer Frauen* engagiert. Schönauer war mit dem Regisseur und Theaterdirektor Gustav Manker (1913–1988) verheiratet, der 1945 ebenso kurzzeitig der KPÖ angehörte.⁷⁸

Am 21. Februar 2006 wurde die *Herma-Bauma-Gasse* in Erdberg benannt. Die Sportlerin Herma Bauma (1915–2003) gewann 1948 die Goldmedaille im Speerwurf bei den Olympischen Spielen in London. Nach ihrer aktiven Karriere war sie Leiterin des Sportzentrums Südstadt (1967–1977). Bauma gehörte der KPÖ zwar nicht als Mitglied an, war aber zwischen 1948 und 1952, also am Höhepunkt ihrer Karriere, eng mit der Partei verbunden, u.a. als Angestellte des

Globus-Verlags und als Autorin in kommunistischen Zeitungen und Zeitschriften. Nach ihrem Olympiasieg bekam sie ein Angebot, in der Sportabteilung des Unterrichtsministeriums zu arbeiten, welches sie annahm. Sie blieb der KPÖ u.a. durch ihr Engagement im *Österreichischen Friedensrat* verbunden.⁷⁹

Am 7. Oktober 2008 wurde der Platz beim U-Bahn-Ausgang/Abgang U3 Innere Mariahilfer Straße in *Christian-Broda-Platz* benannt. Der Jurist DDR, Christian Broda (1916–1987) war Rechtsanwalt, Abgeordneter zum Nationalrat für die SPÖ (1962–1983) und Justizminister (1960–1966 und 1970–1983). Broda gehörte bis Sommer 1945 der KPÖ an.⁸⁰ Wegen aktiver Beteiligung in den Februartkämpfen 1934 wurde er wegen „kommunistischer Betätigung“ inhaftiert. Broda war Soldat in der deutschen Wehrmacht und wurde verdächtigt, der kommunistischen Widerstandsgruppe „Der Soldatenrat“ anzugehören. Am 1. Juni 1943 wurde er verhaftet, am 9. Juni 1943 der Gestapo überstellt und am 21. August 1943 wegen „Nichtanzeigens eines hochverräterischen Unternehmens“ zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Er blieb bis 31. August 1943 in Haft.

Wenig bekannt ist das kurzzeitige Engagement des späteren Bürgermeisters Helmut Zilk (1927–2008) in der KPÖ. Zilk gehörte seit dem April 1945 sowohl der KPÖ-Vorfeldorganisation *Freie Österreichische Jugend* (FÖJ) als auch der KPÖ an, u.a. als Sportreferent der Bezirksleitung Josefstadt.⁸¹ Eigenen Angaben zufolge trat Zilk 1946 wieder aus der Partei aus. Der am 1. Dezember 2009 benannte *Helmut-Zilk-Platz* gegenüber der Albertina ist eine Zuordnung zur Wirkungsstätte der geehrten Person: Zilk hatte gegen den Widerstand mancher Medien das Denkmal gegen Krieg und Faschismus des Bildhauers Alfred Hrdlicka politisch verteidigt; der Platz liegt unmittelbar davor.

Am 3. Juni 2013 wurde der *Erich-Fried-Weg* in der Donaustadt benannt. Der Schriftsteller, Journalist und Übersetzer Erich Fried (1921–1988) trat 1940 in London der Exilorganisation *Young Austria* und später auch dem kommunistischen Jugendverband bei. Letzteren verließ er aber wegen der von ihm kritisierten stalinistischen Tendenzen schon 1943. Bei *Young Austria* war Fried Bibliothekar, und er nutzte die Medien der Jugendorganisation für die erste Veröffentlichung von Gedichten.⁸²

Abschließend seien noch jene Verkehrsflächen in Wien aufgelistet, die

nach anderen KommunistInnen benannt worden sind (in Klammer Bezirk und Benennungsdatum): Friedrich-Engels-Platz (20, 14.5.1946), Rosa-Luxemburg-Gasse (16, 5.1.1927 bzw. Rückbenennung 15.4.1947), Liebknechtgasse (16, 1927 bzw. Rückbenennung 21.1.1953), Clara-Zetkin-Gasse (22, 18.10.2004), Bert-Brecht-Platz (3, 7.10.2008), Klara-Blum-Gasse (22, 2.12.2008) und Doris-Lessing-Allee (22, 5.6.2018).

Anmerkungen:

1/ Vgl. detailliert Peter Autengruber: *Lexikon der Wiener Straßennamen. Bedeutung. Herkunft. Frühere Bezeichnungen*. Wien 2019, S. 9–15.

2/ Ebd., S. 11f. (Stand 1.1.2019).

3/ Wolfgang Neugebauer: *Der österreichische Widerstand 1938–1945*, in: *Opferschicksale. Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus*. 50 Jahre Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 2013, S. 243.

4/ Gemeinderat. Öffentliche Sitzung vom 11. Juni 1946, in: *Amtsblatt der Stadt Wien*, 51. Jg., Nr. 22/23, 26.6.1946, S. 1–6, hier S. 5.

5/ *Österreichische Volksstimme*, 23.10.1945, S. 3. Da Nachweise über Verkehrsflächenbenennungen erst ab 1946 vorhanden sind, konnten im Wiener Stadt- und Landesarchiv keine Unterlagen zu dieser Benennung gefunden werden.

6/ Heinz Arnberger/Herbert Exenberger/Claudia Kuretsidis-Haider: *Gedenken und Mahnen in Wien*, in: *Gedenken und Mahnen in Wien 1934–1945. Gedenkstätten zu Widerstand und Verfolgung, Exil, Befreiung*. Eine Dokumentation. Wien 1998, S. 284 und 290.

7/ Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), MA 7-1263/47 v. 9.5.1947 bzw. Zl. 30/47 v. 6.5.1947.

8/ *Gedenken und Mahnen in Wien*, S. 465.

9/ WStLA, MA 7-570, 571/49 v. 19.2.1949 bzw. Zl. 18, 19/49 v. 15.2.1949.

10/ Autengruber: *Lexikon*, S. 223.

11/ Peter Schwarz: „Der Schutz Volksgemeinschaft fordert deshalb die Ausmerzung des Angeklagten.“ Die jüdischen Opfer der NS-Strafjustiz und ihre Hinrichtung in der Strafvollzugsanstalt beim Land(es)gericht Wien, in: *Wiener Geschichtsblätter*, 74. Jg. (2019), Nr. 1, S. 27–77, hier S. 72f.

12/ WStLA, MA 7-570, 571/49 v. 19.2.1949 bzw. Zl. 18, 19/49 v. 15.2.1949.

13/ Walter Farthofer: *Tramway-Geschichte(n)*. Wiener Straßenbahner im Kampf gegen den grünen und braunen Faschismus. Wien 2012, S. 434f.

14/ Manfred Mugrauer: „Soldat der gerechten Sache“. Zum 100. Geburtstag der kommunistischen Widerstandskämpferin Hedy Urach, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 17. Jg. (2010), Nr. 3, S. 9–21.

15/ *Gedenken und Mahnen in Wien*, S. 305.

16/ WStLA, MA 7-570, 571/49 v. 19.2.1949 bzw. Zl. 18, 19/49 v. 15.2.1949.

- 17/ WStLA, MA 7-2576/50 v. 20.9.1951 bzw. Zl. 89/51 v. 20.9.1951.
- 18/ Marie Tidl: Die Roten Studenten. Dokumente und Erinnerungen 1938–1945. Wien 1976 (Materialien zur Arbeiterbewegung, Bd. 3), S. 55 und 240ff.
- 19/ *Österreichische Volksstimme*, 22.9.1945, S. 3.
- 20/ Johannes Mario Simmel: Wir heißen euch hoffen. München 1997, S. 147–156; Stephanie Carla de la Barra: „Das Verbrechen ohne Rechtfertigung“. Mord an Uni-Assistenten: Der Strafprozess gegen Jörn Lange im September 1945 und die Erinnerungspolitik der Universität Wien. Wien 2018, S. 11 und 107.
- 21/ WStLA, MA 7-406/54 v. 28.5.1954 bzw. Zl. 50/54 v. 19.5.1954.
- 22/ <http://www.doew.at/result?id=652091&cat=1> [7.10.2019].
- 23/ WStLA, MA 7-570/49 v. 14.2.1949, MA 7-3314/55 v. 14.12.1955 bzw. Zl. 236/55 v. 7.12.1955.
- 24/ Gedenken und Mahnen in Wien, S. 466f.
- 25/ WStLA, MA 7-3589/56 v. 10.11.1956 bzw. Zl. 267/56 v. 7.11.1956.
- 26/ Gedenken und Mahnen in Wien, S. 465f.
- 27/ WStLA, MA 7-3353/59 v. 29.1.1960 bzw. Zl. 277/59 v. 20.1.1960.
- 28/ Gedenken und Mahnen in Wien, S. 433.
- 29/ WStLA, MA 7-3351/63 v. 28.11.1963 bzw. Zl. 232/63 v. 20.11.1963.
- 30/ Manfred Mugrauer: Ernst Burger (1915–1944). Funktionär des Kommunistischen Jugendverbandes und führendes Mitglied der „Kampfgruppe Auschwitz“, in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Feindbilder. Jahrbuch 2015. Wien 2015, S. 191–228.
- 31/ WStLA, MA 7-1410/68 v. 5.12.1968 bzw. Zl. 380/68 v. 19.11.1968.
- 32/ Gedenken und Mahnen in Wien, S. 83f.
- 33/ WStLA, MA 7-255/69 v. 3.12.1969 bzw. Zl. 393/69 v. 21.10.1969.
- 34/ Willi Weinert: »Mich könnt ihr löschen, aber nicht das Feuer«. Ein Führer durch den Ehrenhain der Gruppe 40 am Wiener Zentralfriedhof für die hingerichteten WiderstandskämpferInnen. Wien 2004, S. 68f.
- 35/ WStLA, MA 7-632/88 bzw. Zl. 349/88 v. 13.10.1988.
- 36/ WStLA, MA 7-630/88 bzw. Zl. 350/88 v. 13.10.1988.
- 37/ WStLA, MA 7-628/88 bzw. Zl. 387/88 v. 10.11.1988.
- 38/ Gedenken und Mahnen in Wien, S. 161 und 439f.
- 39/ Ebd., S. 33f. und S. 446f.
- 40/ Ebd., S. 323.
- 41/ Ebd., S. 93.
- 42/ Magistratsakte MA 7-2846/96 v. 11.4.1997.
- 43/ Manfred Mugrauer: „Noch nie hat sich mein Papierkorb derart rasch gefüllt...“. Mira Lobes Kinderbücher in den kommunistischen Verlagen „Globus“ und „Schönbrunn“, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 20. Jg. (2013), Nr. 3, S. 17–22.
- 44/ Manfred Mugrauer: „Angelegenheit Matejka“. Viktor Matejkas KPÖ-Mitgliedschaft im Spannungsfeld von *Konflikt* und *Freiraum*, in: *Zeitgeschichte*, 32. Jg. (2005), Nr. 6, S. 371–398.
- 45/ https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Erl%C3%A4uterungstafel_Hermine-Jursa-Gasse [6.11.2019].
- 46/ Hermine Jursa hieß zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung Hermine Huber und wohnte in der Erdbergstraße 49. Vgl. Helga Amesberger/Brigitte Halbmayr (Hg.): Vom Leben und Überleben – Wege nach Ravensbrück. Band 2: Lebensgeschichten. Wien 2001, S. 126.
- 47/ Mali Fritz/Hermine Jursa: Es lebe das Leben! Tage nach Ravensbrück. Wien 1983; Karin Berger u.a.: Ich geb dir einen Mantel, daß du ihn in Freiheit tragen kannst. Widerstehen im KZ. Österreichische Frauen erzählen. Wien 1987, S. 271.
- 48/ Gedenken und Mahnen in Wien, S. 328.
- 49/ Hans Landauer (unter Mitarbeit von Erich Hackl): Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936–1939. Wien 2008, S. 179.
- 50/ Brigitte Halbmayr: Zeitlebens konsequent – Hermann Langbein. Eine politische Biographie. Wien 2012.
- 51/ Magistratsakte MA 7-3.12.2004 bzw. Zl. 05682/2004.
- 52/ Magistratsakte MA 7-3.12.2004 bzw. Zl. 05683/2004.
- 53/ Erich Hackl: Die Hochzeit von Auschwitz. Eine Begebenheit. Zürich 2002.
- 54/ Gedenken und Mahnen in Wien, S. 204.
- 55/ Ebd., S. 255.
- 56/ Berger u.a.: Ich geb dir einen Mantel..., S. 203–206, 280f; Amesberger/Halbmayr: Vom Leben und Überleben, S. 26, 128–130.
- 57/ Gedenken und Mahnen in Wien, S. 233f.
- 58/ Weinert: „Mich könnt ihr löschen...“, S. 108.
- 59/ Magistratsakte MA 7-27/12; Rathauskorrespondenz v. 28.2.2012.
- 60/ Michaela Zehetner (Hg.): Nicht stillhalten, wenn Unrecht geschieht. Die Lebenserinnerungen von Agnes Primocic. Salzburg 2004.
- 61/ <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Sch%C3%BCtte-Lihotzky-Weg> [6.11.2019].
- 62/ Margarete Schütte-Lihotzky: Erinnerungen aus dem Widerstand 1938–1945. Hamburg 1985; dies.: Warum ich Architektin wurde, hg. von Karin Zogmayer. Salzburg 2019.
- 63/ Otto Tausig: Kasperl, Kummerl, Jud. Eine Lebensgeschichte. Wien 2005, S. 54 und 122.
- 64/ Clara Fritsch: Rollenwechsel. Identitätskonstruktion im antifaschistischen Widerstand skizziert am Beispiel von Ida und Moritz Margulies, in: Helmut Kramer/Karin Liebhart/Friedrich Stadler (Hg.): Österreichische Nation – Kultur – Exil und Widerstand. Im memoriam Felix Kreisler. Wien 2006 (Emigration – Exil – Kontinuität, Bd. 6), S. 189–196.
- 65/ Gedenken und Mahnen in Wien, S. 161 und 428.
- 66/ Autengruber: Lexikon, S. 97.
- 67/ Barbara Kintaert: Vertrieben und vergessen? Bibliothekarinnen in der Kinderfreunde- und Arbeiterbewegung, in: Ilse Korotin (Hg.): Österreichische Bibliothekarinnen auf der Flucht. Verfolgt, verdrängt, vergessen? Wien 2008 (biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung, Bd. 4), S. 169–212.
- 68/ <http://wien.kpoe.at/article.php/200705081-00300458> [21.11.2019].
- 69/ Magistratsakte MA 7-31646/18, Schreiben der MA 21 an die Bezirksvorstehung Donaustadt, 20.7.2017.
- 70/ Magistratsakte MA 7-166477/18 (Bruha), MA 7-168 681/18 (Wander).
- 71/ Antonia Bruha: Ich war keine Heldin. Wien 1984; Amesberger/Halbmayr: Vom Leben und Überleben, S. 33–41.
- 72/ Magistratsakte MA 7-419485/19 v. 9.5.2019 bzw. MA 7-1001200/18.
- 73/ Berger u.a.: Ich geb dir einen Mantel..., S. 199f.
- 74/ Magistratsakte MA 7-418309/19 bzw. MA 7-42963 v. 19.5.2019.
- 75/ https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Hermi_Hirsch; https://www.meinbezirk.at/meidling/c-lokales/ein-graetzel-im-zeichen-der-frauen_a29 [23.11.2019]; *Stichwort*. Newsletter, Nr. 48/2019. Oktober 2019 bis Februar 2020, S. 11.
- 76/ Helmut Ritz: Gerhard Fritsch und die KPÖ, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 20. Jg. (2013), Nr. 3, S. 23–25.
- 77/ ZPA der KPÖ, Marianne Schönauer-Schiffes: Fragebogen zur Aufnahme in die KPÖ, 6.6.1945.
- 78/ Paulus Manker: Spurensuche Vater, Bühnenbildner, Regisseur, Prinzipal. Wien 2010 (Bilder aus dem Theaterleben, Bd. 6), S. 232.
- 79/ Manfred Mugrauer: „Steht vollkommen auf unserer Linie...“. Die Speerwurf-Olympiasiegerin Herma Bauma und die Kommunistische Partei Österreichs, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 21. Jg. (2014), Nr. 4, S. 17–26.
- 80/ Christian Brodas Brief an das ZK der KPÖ vom 11. August 1945, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 6. Jg. (1999), Nr. 2, S. 8.
- 81/ Manfred Mugrauer: „[...] arbeite ich [...] ganztätig am Wiederaufbau der KPÖ mit“. Eine Episode aus dem Leben von Helmut Zilk, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 14. Jg. (2007), Nr. 3, S. 22–23, hier S. 22.
- 82/ Sonja Frank (Hg.): Young Austria. ÖsterreicherInnen im britischen Exil 1938–1947. Für ein freies, demokratisches und unabhängiges Österreich. Wien 2014 (2. erweiterte Auflage), S. 185–194.



Peter Autengruber: Lexikon der Wiener Straßennamen. Bedeutung. Herkunft. Frühere Bezeichnungen. Wien: Verlag Wundergarten 2020 (11. Auflage), 352 S., 21,90 Euro

Die Griechen im Zuchthaus Stein

Versuch einer Bestandsaufnahme

ROBERT STREIBEL

Die Griechen und Stein: Auf den ersten Blick eine sonderbare Verbindung. Was haben Griechen mit Stein zu tun? Ohne die Griechen wäre die Geschichte des Massakers am 6. April 1945 im Zuchthaus Stein vielleicht nicht in der Erinnerung der Öffentlichkeit geblieben, sicherlich gäbe es kein öffentliches Gedenken unmittelbar vor den Toren der Haftanstalt. Mit dem jüngst erschienenen Buch von Antonis Sanoudakis mit dem Titel „Widerstand in Griechenland und Stein. Die Geschichte von Nikos Mavrakis“ schließt sich der Kreis. Das zunächst in Griechenland herausgegebene Buch, das ich übersetzen ließ und mit einem Kommentar versehen habe, ist ein bemerkenswertes Dokument über die Geschichte der Häftlinge in Stein, liegt doch nun die bislang umfangreichste Schilderung über den Alltag im Zuchthaus an der Donau vor.

Für viele Jahre war das Denkmal vor der Justizanstalt Stein das einzige sichtbare Zeichen für das Massaker. Errichtet wurde es am 24. August 1946 vom Antifaschistischen Griechischen Komitee. Neben kurzen Notizen in den Tageszeitungen *Neues Österreich* und *Kurier* wurde auch in der Zeitschrift des Antifaschistischen Griechischen Komitees ein längerer Artikel über die Einweihungsfeier veröffentlicht. Da es sich dabei um ein außergewöhnliches Dokument handelt, sei es hier zur Gänze zitiert.¹ Dem Artikel vorangestellt sind Gedichtzeilen von Lorentzos Mavilis: „Nicht nur die Marathonkämpfer / Haben dich gepriesen, Vaterland! / Dich haben Leonidas und seine Dreihundert / Nicht alleine gepriesen.“

Die Enthüllung des Denkmals der griechischen Faschismus-Opfer in Stein

Am Samstag, den 24. August 1946 um 11 Uhr hat in Krems eine Enthüllung in rührender Stimmung, mit Bescheidenheit und Schönheit stattgefunden, nämlich die Enthüllung des Denkmals, das von der Griechischen Antifaschistischen Organisation Wien dort aufgestellt worden ist, zur Ehre der 150 griechischen Antifaschisten, politischen Häftlingen, die am 6. April 1945 im Zuchthaus Stein von der SS und den Beauftragten der Gestapo ermordet wurden. An dieser würdevollen Feier haben über 150 griechische Mitglieder unserer Organisation teilge-

nommen, aber auch Vertreter der Griechischen Gemeinde Wien, Künstler, Wissenschaftler und Studenten – das Feinste, das Gewissenhafteste, das Beste, was das griechische Element vorzuweisen hat – sowie viele Leute aus Krems und Stein, darunter auch der Bürgermeister und die Vertreter der drei politischen Parteien Österreichs sowie der sowjetischen Kommandantur von Krems.

Der Arzt Th. Spanoudis, Generalsekretär der Griechischen Antifaschistischen Organisation Wien, hielt seine Rede auf Deutsch. Mit sehr rührenden Wor-



ten, voll Patriotismus, beschrieb er den Heldenmut und die Ausdauer der Opfer der tragischen Geschehnisse vom 5. und 6. April 1945 und wies auf die Pflichten hin, die die heldenhafte Opferung so vieler junger griechischen Leute hier, in der Fremde, uns Griechen für die Freiheit und die Selbstständigkeit unserer Heimat auferlegt hat. Seitens der österreichischen Behörden sprach der Bürgermeister von Krems, der im Namen seiner Mitbürger den 150 griechischen Patrioten Ehre erwies und das Denkmal offiziell in Verwahrung der Stadt Krems nahm, mit dem Versprechen, „es den nachkommenden Generationen als ein Sinnbild des internationalen antifaschistischen Kampfs unversehrt weiterzugeben“.

Professor G. Laios sprach auf Griechisch. „Seit dem vorjährigen Frühling sind weitere 150 Griechen ins Pantheon der Unsterblichen aufgenommen wor-

den, die hier in Krems auf dem Opferaltar der Freiheit gefallen sind, indem sie einen tragischen Tod starben. Als Ehrerbietung und Bewunderung dieser freien Seelen haben die griechischen Antifaschisten Wiens dieses schlichte und würdevolle Grabdenkmal aufgestellt. Dieses Denkmal wird in Zukunft die Einwohner sowie die Fremden daran erinnern, dass einige politische Häftlinge aus Griechenland, eingesperrt aber frei in der Seele, gleich den freien Belagerten, dem Schrecken des Faschismus tapfer die Stirn boten. Diese Griechen sind echte Vertreter der griechischen Seele, sie sind die lebende Geschichte des neuen Griechenlands. Keine böswillige Absicht kann nun, nach dem erwiesenen Heldenmut der griechischen jungen Leute von Stein, den Namen der Griechen hier in der Fremde beflecken. Deshalb haben wir uns alle, Fremde und Angehörige, heute hier mit Gefühlen des Stolzes, der Bewunderung und des Respekts versammelt, um uns den heldenmütigen Gestalten zu stellen und die heldenhaften Schatten, die in diesem Augenblick wie eine heilige Prozession an uns vorbeimarschieren, mit den unverwelklichen Blumen der Ehre und der Dankbarkeit zu krönen und ihnen zu sagen: Heldenmütige Brüder, eure Erinnerung wird ewig in unseren Herzen bleiben!“

Zuletzt sprach auch der sowjetische Kommandant von Krems, der in seiner schönen, kurzen Rede „an die ehrwürdigen Vertreter der edlen Griechischen Nation“ betonte, dass man aus dem Beispiel dieser Helden, sowie so vieler anderer griechischer Patrioten, Opfer des Faschismus, lernen soll und dass dies als ein Beginn eines demokratischen und freien Griechenlands dienen müsse.

Unter den Klängen unserer Nationalhymne enthüllten zwei Mitglieder unserer Organisation das Denkmal. Die hübsche patriotische Feier wurde mit einem kleinen griechischen Fest im Theater von Krems abgeschlossen. Unsere feinen Künstler der Wiener Oper, Frau Elena Nikolaidou und Herr V. Kosmas, sangen griechische patriotische Volkslieder. Zwei Tänzerinnen aus Griechenland, die die Chladek-Ausbildungsstätte besuchen, führten gemeinsam mit einem griechischen Künstler griechische Nationaltänze

auf. Der griechische Pianist Herr Mexis sowie die Wiener Tänzerin und Tanzlehrerin A. Berga nahmen ebenfalls mit ihrem künstlerischen Beitrag an der Feier teil.

Gerasimos Garnelis und Krems

Eine zentrale Figur bei diesem Gedenken war Gerasimos Garnelis (1921–1999), der mehr als 50 Jahre in Krems lebte. Angekommen war er in der Stadt an der Donau im Frühjahr 1944 in einem Viehwaggon. Das nationalsozialistische Regime hat sich bis zum Schluss die Mühe gemacht, die Unbeugsamen und die Opfer mit viel bürokratischem Aufwand durch halb Europa zu verfrachten, um sie nur einem Ziel zuzuführen: sie zu vernichten. Die Chancen für die Zukunft standen in diesem Frühjahr schlecht. Doch für einen, der bereits einmal zum Tode verurteilt worden war, war selbst dieses Leben ein Geschenk. Garnelis kämpfte mit der Waffe in der Hand in seiner Heimat Griechenland, nachdem das Land von deutschen Truppen besetzt worden war. Er wirkte an Sabotageakten und der Zerstörung von deutschen Bombern mit. Er war, wie viele Tausende andere auch, der Meinung, dass für eine Verurteilung der Unmenschlichkeit nicht auf ein fernes Gericht zu warten sei. Er wurde verhaftet, zum Tode verurteilt und hat doch überlebt, interniert auf einer Gefangeneninsel in der Ägäis. In einem Viehwaggon kam er nach Stein. Das Konzentrationslager Mauthausen, in dem viele Griechen ermordet wurden, blieb ihm erspart.

Gerasimos Garnelis überlebte das Massaker, das SS, SA-Männer und Wehrmachtssoldaten am 6. April 1945 an den Häftlingen des Zuchthauses Stein verübten, in einem Berg von Leichen. Nach der Befreiung konnte er wegen des blutigen Bürgerkriegs in Griechenland nicht mehr zurück in seine Heimat und blieb in Krems. Er half mit bei der Vereinigung der griechischen Landsleute im Griechischen Antifaschistischen Komitee in Österreich. Er war es auch, so berichtete er in mehreren Interviews, der für das erste Denkmal gesorgt hatte. Garnelis organisierte in Krems Kulturveranstaltungen, brachte die erste Opernaufführung in den Brauhofsaal, veranstaltete Boxturniere, Bälle und Konzerte. Man kann ihn ein „Original“ der Stadt nennen. Als er an das Sterbebett seiner Mutter in Korfu eilte, wurde er während der Militärdiktatur in den 1970er Jahren noch einmal verhaftet, und es dauerte lange, bis österreichische diplomatische Vertreter sich für ihn einsetzten.

Dass Garnelis in Stein inhaftiert war und er das Massaker überlebt hatte, wusste man in Krems (zumindest manche), doch es dauerte einige Jahrzehnte, bis er das erste Mal öffentlich über seine Geschichte sprach. Bereits im Jahr 1955, also zehn Jahre nach dem Massaker, war in der KPÖ-Zeitung *Volksstimme* ein Bericht über ihn erschienen, in dem jedoch sein voller Name nicht genannt wurde. „Vielleicht am erschütterndsten ist das Schicksal einer Gruppe von griechischen Widerstandskämpfern. Einer der Überlebenden, Gerasimos G., ein junger Mann, der als 19jähriger Partisan im Jahr 1942 von den Deutschen verhaftet und zwei Jahre später nach Stein überstellt wurde, und der noch immer nicht in seine von den Faschisten terrorisierte Heimat zurückkehren konnte“, schrieb Susanne Wantoch in ihrem Beitrag.² Zehn Jahre später berichtete Garnelis erstmals mit vollem Namen über seine Geschichte. Im 1965 in der *Volksstimme* erschienenen Beitrag war er als „einer der wenigen, die das Massaker von Stein überlebt haben“, auch auf einem Foto zu sehen.³

30 Jahre später, im Zuge der Gedenkveranstaltung „386“ im April 1995, die ich gemeinsam mit dem Verein *B-project* und dem Regisseur Gerald Buchas am Platz vor der Strafanstalt in Erinnerung an die 50. Wiederkehr des Massakers organisierte, sprach Garnelis erstmals öffentlich und vor laufender Kamera über sein Leben. 386 Kreuze standen für einige Wochen mit den Namen und Daten der Opfer rund um die Strafvollzugsanstalt, hinter jedem Kreuz stand ein/e Schüler/in. Zehn SchauspielerInnen sprachen Erinnerungen von Häftlingen, Opfern und Zeitzeugen auf offener Straße. Der Schauspieler Ottokar Lehrner war an diesem Tag Gerasimos Garnelis: „Den 6. April werde ich nie vergessen, alles kann man vergessen, das aber nicht, dieser Tag ist nicht so schnell zu vergessen. Ich bin etwas marod gewesen, ich habe Fieber gehabt, ich hatte mich verkühlt, denn wir hatten nur Holzpantoffeln und keine Strümpfe gehabt, nur so Fetzen, so sind wir im Schnee gegangen. Das war so Mittag, ich bin Richtung Haupttor gegangen, ich bin bei dem einen Tor rausgegangen, da habe ich plötzlich einen Schuss gehört. Ich habe sofort nur einen Gedanken gehabt, dass der Russe da ist. Ich bin weitergegangen,



Nick Mangafas

Gerasimos Garnelis in Hadersdorf 1996

Richtung Haupttor, ich habe gehört, dass jemand zu mir sagt: ‚Zurück!‘ Ich habe das nicht verstanden, ich habe mir gedacht, wir sind frei, ich will hinaus, ich habe dann immer mehr Schüsse gehört. Plötzlich habe ich dann Soldaten hereinlaufen gesehen, da habe ich dann gewusst, da stimmt was nicht. Da hat dann einer auch schon geschrien: ‚SS, SA!‘ Draußen haben sie richtig geschossen. Ich war plötzlich bewusstlos, nach einer Zeit, ich weiß nicht, wie lange, bin ich munter geworden. Im Gesicht, in der Hand, auf dem Kopf, ich war von mehreren Schüssen getroffen. Ich machte die Augen auf, da haben sie mich gebrannt, es war alles voll Blut. Da habe ich gewusst, da stimmt was nicht, das können doch nicht die Befreier sein. Ich mache dann wieder die Augen auf und sehe die SS herumlaufen und weiterschließen, mit Maschinenpistolen. Ich bin liegengelieben, wahrscheinlich drei, vier Stunden gelegen, die haben nicht mehr so wild geschossen, aber einzelne Schüsse hat man noch gehört, manchmal auch Schüsse etwas weiter weg. Dann kommen zwei Griechen zu mir, der eine nimmt mich bei der Hand, der andere am Fuß und sie schleppen mich weg. Die haben mich ganz einfach auf diesen Haufen geworfen. Die haben gesagt: ‚Pass auf, damit du nicht erstickst, wir legen nur zwei Tote über dich, mehr können wir nicht machen. Wenn du schreist, so merken das



Der 2015 benannte Gerasimos-Garnelis-Weg in Stein

die SSler, die erschießen dann alle.‘ Die zwei haben geglaubt, dass sie nach ihrer Arbeit auch erschossen werden. Dann ist eine andere Partie gekommen, die haben wieder Tote auf mich geschmissen, wie viele, das weiß ich nicht. Weil ich echte Schmerzen gehabt habe, ich habe nicht schreien dürfen, habe ich die Hand des Toten genommen und habe hineingebissen, ich habe das ganze Fleisch der Hand einfach durchgebissen. Dann habe ich auch gehört, wie sie gesagt haben, jetzt müssen wir das ausschaufeln und dann werfen sie uns hinein. Dann ist es finster geworden.“

Gerasimos Garnelis war damals unter den Zuhörern, und plötzlich war er der elfte Mann und berichtete selbst über sein Leben. Vom ORF Niederösterreich wurde er für einen Filmbericht vor die Kamera geholt. Dies sollte der einzige filmische Bericht dieses Zeitzeugen bleiben. Ein Jahr später war das Augenmerk auf Hadersdorf gerichtet, wo am 7. April 1945 ebenfalls ein Massaker stattgefunden hatte und 61 Häftlinge exekutiert worden waren. Da es für diese Opfer zu diesem Zeitpunkt kein Gedenken auf dem Friedhof gab, organisierte ich gemeinsam mit Gerald Buchas eine Lesung aus den Totenprotokollen, die Gerasimos Garnelis vornahm. Nick Mangafas, ein australischer Fotograf mit griechischen Wurzeln, schuf ein eindrucksvolles Porträt, auf dem Garnelis seine Erkennungs-marke von Stein in die Kamera hält.

Die positiven Reaktionen auf die Berichte waren für Garnelis so etwas wie eine zweite Verleihung der Staatsbürgerschaft, er fühlte sich erstmals akzeptiert. Dass er 1999 verarmt starb und niemand sein Begräbnis übernehmen wollte, war jedoch ein weiteres Beispiel der Ignoranz, die in seiner Heimatstadt ge-

„ein Machtwort“ sprach und Garnelis ein „Stadtgräbnis“ mit einem schlichten Fichtensarg bekam. Zu Lebzeiten war es zu keiner offiziellen Ehrung von Garnelis durch die Stadt Krems und das Land Niederösterreich gekommen. „Drei Wochen vor seinem Tod traf vom Land Niederösterreich die Mitteilung ein, dass eine Ehrung für Garnelis ohne Angabe von Gründen verweigert wird. Zum Glück hat er das nicht mehr erleben müssen“, so Vizebürgermeister Ewald Sacher, der als einziger offizieller Vertreter der Stadt zum Begräbnis gekommen war. Rote Nelken auf dem einfachen Sarg, Kränze des Fußballclubs 1. FC Stein, dessen Präsident Gerasimos war, rote Gerbera von der KPÖ, Kränze von Freunden, ein Lied von Mikis Theodorakis und Maria Farantouri. Das offizielle Griechenland nahm Abschied von einem Patrioten: Der Metropolit und der Konsul waren mit einer Delegation nach Krems gekommen, der Bruder war aus Korfu angereist. Zudem kamen mehrere Dutzend Kremser an diesem eisigen Märztag auf den Friedhof in Stein. Das Grab von Garnelis liegt ganz in der Nähe des Massengrabs der 386 Opfer des Massakers.

Ein Roman und eine Zusatztafel

Erst 2015 konnte ich den Roman über das Massaker, mit dem ich bereits 1995 begonnen hatte, fertigstellen.⁴ Die Basis dafür waren rund 20 Interviews, die ich mit ehemaligen politischen Häftlingen geführt und durch Recherchen über einige Opfer des Massakers ergänzt hatte. Ich entschloss mich dazu, die Namen aller Beteiligten, Opfer wie Täter, zu ändern, um auf diese Weise eine gewisse Distanz zu schaffen. Um nicht noch mehr Akteure zu schaffen, hatte ich auch einige Biografien zusammengesehen.

gegenüber dem griechischen Antifaschisten und Kommunisten weit verbreitet war. Niemand fühlte sich zuständig. Es waren zwei Presseaussendungen und Berichte in Zeitungen und Radio notwendig, bis der Bürgermeister der Stadt, Franz Hölzl,

Unschwer zu identifizieren ist die Geschichte von Gerasimos Garnelis, der im Roman als Kostas Genidis auftritt. Im Vorwort zum Roman ist auch ein Programm für die Zukunft festgelegt: „Mit der Fertigstellung des Romans werden die Geschichten festgeschrieben, dies bedeutet jedoch nicht das Ende der Geschichte. Nach jeder Diskussion, öffentlichen Intervention oder Gedenkaktion meldeten sich Personen, die Hinweise auf das eine oder andere Detail parat hatten. So hoffe ich, dass auch dieser Roman eine ähnliche Wirkung hat. Die Geschichte der griechischen Antifaschisten und Widerstandskämpfer muss ebenso noch geschrieben werden wie das Schicksal der Häftlinge anderer Nationalitäten.“

Parallel zum Roman konnte ich die Verantwortlichen in der Stadt Krems überzeugen, eine Verkehrsfläche neben der Justizanstalt Stein nach Gerasimos Garnelis zu benennen, was im April 2015 tatsächlich geschah. Mit der Benennung einer Gasse ohne zusätzliche Informationen erschließt sich die dahinter liegende Geschichte jedoch nur dann, wenn die BetrachterInnen Geduld und Zeit aufwenden und womöglich im Internet zu recherchieren beginnen. Nachdem ich einen Entwurf für eine Zusatztafel formuliert und ins Englische und Griechische übersetzen ließ, wurde mir von Seiten der Stadt mitgeteilt, dass dies nicht ins Erscheinungsbild passen würde. Wenige Wochen später ließ ich zwei Tafeln anfertigen, natürlich mit dem Logo der Stadt Krems, und ließ die Tafeln in Eigenregie anbringen.

Die Erinnerung an Garnelis spielte auch in der Niederösterreichischen Landesausstellung „Alles was Recht ist“ im Jahr 2017 eine Rolle. Im dortigen Raum, der dem Massaker im Zuchthaus Stein gewidmet war, konnte nicht nur ein Ausschnitt aus dem Interview mit ihm gehört werden, sondern es waren auch die Kranzschleifen seines Begräbnisses zu sehen, die der Verfasser Monate nach der Beerdigung vom Grab entfernte und aufbewahrte. Zuletzt wurde 2018 mit der von der Künstlerin Ramesch Daha gestalteten Gefängnismauer auf einer Länge von 80 Metern ein weithin sichtbares Zeichen gegen das Vergessen gesetzt.

Um das Verhältnis der Griechen und Stein begreifbar zu machen, genügt es nicht auf den Zufall zu warten, daher entschloss ich mich, mit Hilfe von Nick Mangafas nach Namen im griechischen Telefonbuch zu suchen, die den Namen der 299 Häftlinge entsprachen, die aus dem Eingangsbuch der Zuchthaus-

Stein für das Jahr 1944 erfasst werden konnten. Nick sammelte insgesamt 400 Adressen, an die wir ein Schreiben verschickten. Parallel dazu schaltete ich Werbeanzeigen in Facebook, und siehe da – es trudelten einige Antworten ein. Eine davon von Antonis Sanoudakis, der mich daraufhin auf die von ihm im Jahr 1984 aufgezeichnete Geschichte von Nikos Mavrakis aufmerksam machte.

Wer waren die Griechen im Zuchthaus Stein?

Über die Zahl der in Stein inhaftierten Griechen und der griechischen Opfer des Massakers gibt es unterschiedliche Angaben. Im bereits erwähnten Artikel in der *Volksstimme* aus dem Jahr 1955 meint Garnelis: „Von den 494 griechischen Genossen, ausschließlich politischen Häftlingen, die mit mir zusammen in Stein gefangen waren, sind nur 107 am Leben geblieben“. Demnach hätte die Zahl der griechischen Toten schon 387 betragen. Im Artikel in der *Freien Stimme* (1946) wird von 150 Griechen gesprochen, die am 6. April ermordet wurden. Im *Volksstimme*-Artikel heißt es: „Die genaue Zahl der Opfer kann wohl niemals festgestellt werden – die auf dem Gedenkstein angegebene Zahl von 386 Toten ist nach Angaben der Augenzeugen weitaus zu niedrig.“ Garnelis beschreibt darin auch den Leichenhaufen: „Der Haufen Leichen neben dem ich lag, war vielleicht 8 Meter hoch und 15 Meter lang.“

Mavrakis schreibt in seinen Erinnerungen im Kapitel „Die Hinrichtung“ über die Zahl der Toten: „Einen Riesenhaufen mit Leichen, so groß wie ein kleines Haus, ungefähr zehn mal zehn Meter lang und zwei bis drei Meter hoch. Nachher erfuhren wir, dass er aus 1200 Leichen bestand.“ Vergleicht man diese Angaben von Zeitzeugen mit den leider nicht vollständigen Gefängnislisten und Exhumierungsprotokollen, so zeigt sich eine gehörige Diskrepanz. Die Exhumierung der Opfer aus den Massengräbern im Hof des Gefängnisses erfolgte zwischen 9. Jänner und 20. Jänner 1950. In diesem Zeitraum konnten 107 Personen eindeutig identifiziert werden. Bei 72 Leichen war eine Identifizierung nicht möglich. Bei der Exhumierung in Stein konnte die Identität von 26 Griechen festgestellt werden, beim Massaker durch die SS unter geflohenen Häftlingen in Hadersdorf am 7. April 1945 waren ebenfalls Griechen unter den Opfern. Bei der Obduktion im März 1946 konnten drei Griechen identifiziert werden.

Das Eingangsbuch des Zuchthauses, das in der Justizanstalt Stein aufbewahrt wird, gibt darüber Auskunft, dass Nikos Mavrakis am 19. Mai 1944 nach Stein kam. Die folgende, auf diesem Indexbuch beruhende Statistik betrifft die Zeit zwischen April 1944 und April 1945: Ab April 1944 wurden zumindest 303 Griechen in das Zuchthaus Stein gebracht. Die Liste der Häftlinge wurde an Hand der Gefängnisbücher zusammengestellt. Die insgesamt 50 Transporte begannen am 13. April 1944 und endeten am 13. Februar 1945. Die größten Transporte umfassten 62 Personen am 13. April 1944 und 57 Personen am 23. Mai 1944. Häftlinge mit einer Verurteilung zu zehn Jahren und mehr wurden erst ab 3. Mai 1944 nach Stein gebracht. Mehr als 85 Prozent der Häftlinge mit Haftstrafen von mehr als zehn Jahren wurden zwischen Mai und August 1944 eingeliefert. Nicht ganz die Hälfte der griechischen Häftlinge (43,48 Prozent) waren zu zehn und mehr Jahren Haft verurteilt worden, etwas mehr als 20 Prozent mussten eine Strafe zwischen einem und drei Jahren verbüßen. Die Höhe der Haftstrafe kann keinen direkten Rückschluss auf die Frage geben, ob es sich um politische oder kriminelle Häftlinge gehandelt habe. Die Wahrscheinlichkeit, dass die zu zehn und fünfzehn Jahren Haft verurteilten Gefangenen politische Häftlinge waren, ist jedoch groß. Demnach wäre zumindest rund die Hälfte der griechischen Häftlinge aus politischen Gründen in Stein inhaftiert gewesen.

Die Diskrepanz der Zahlen setzt sich auch in der Beurteilung der griechischen Gefangenen fort. Während für Gerasimos Garnelis die überwiegende Zahl der Landsleute aus politischen Gründen inhaftiert war, meint Nikos Mavrakis, dass das „politische Büro“, das er mit vier weiteren Landesleuten gebildet hatte, die einzigen politischen Häftlinge unter den griechischen Gefangenen gewesen seien. Das Gespräch, das Mavrakis mit einem tschechischen Häftling am Gefängnistor am 6. April 1945 schildert, macht die Notwendigkeit einer differenzierten Einschätzung der Haftgründe der Griechen deutlich. Der bewaffnete Häftling verweigerte Mavrakis die Ausfolgung von Waffen und rechtfertigte dies mit den Worten: „Wir haben kein Vertrauen zu euch [...]. Fast alle Griechen haben für die Deutschen gearbeitet und sind nur wegen Diebstahls hier. Solchen Leuten können wir nicht trauen.“

Ausführlich behandelt Mavrakis das Überleben im Sanatorium in Stein bis

zur Befreiung. Bei meinen Recherchen in den 1980er Jahren konnte ich zwei weitere Häftlinge ausfindig machen, die ebenfalls verwundet in Stein überlebt hatten. Es waren dies der Bergarbeiter Karl Maria Amreich (damals Kleingaisfeld in der Steiermark) und Max Hoffmann (Berlin/DDR), jener deutsche Häftling, von dem auch Mavrakis schreibt, dass er durch mehrere Schüsse im Gesicht verletzt wurde. Der tschechische Häftling mit dem Namen Jaro, der in der Patronenfabrik der Gustloffwerke in Hirtenberg arbeitete, war Jaroslav Petráš, der auch auf dem Leichenhaufen lag und von Häftlingen ins Sanatorium gebracht wurde.⁵

Mit der Publikation der Erinnerungen von Nikos Mavrakis ist eines klar: Das letzte Kapitel dieser Geschichte ist längst noch nicht geschrieben. Ein zweiter Band mit Erinnerungen von Häftlingen aus Griechenland im Zuchthaus Stein an der Donau ist bereits geplant. So liegen weitere Berichte vor, die zum Großteil von Athanasios Kintsakis und Dionysios Charalambous übersetzt wurden. Darüber hinaus gibt es Geschichten von Häftlingen, die auf Grundlage von Erinnerungen ihrer Familienangehörigen zu berichten sind. Da wäre etwa das Dorf Orchomenos (damals Petromagula) in Böotien, wo einige Burschen Kartoffeln stahlen und dann ins Zuchthaus nach Stein kamen. Oder der Küstenort Porto Rafti, wo Stavros Sfetsas lebte, der die Schuld für versteckte Waffen der Engländer auf sich nahm, um seinen Bruder, der frisch verheiratet war und dessen Frau ein Kind erwartete, zu retten. Stavros wurde beim Massaker im April 1945 in Stein ermordet.

Antonis Sanoudakis: Widerstand in Griechenland und Stein. Die Geschichte von Nikos Mavrakis. Kommentiert und herausgegeben von Robert Streibel. Weitra: Verlag Bibliothek der Provinz 2020, 189 S., 20 Euro

Anmerkungen:

- 1/ *Die freie Stimme*, Nr. 1, 15.9.1946, S. 2.
- 2/ Susanne Wantoch: Der blutige Freitag zu Stein, in: *Österreichische Volksstimme*, 3.4.1955.
- 3/ Karl Mörwald: Der blutige Freitag von Stein, in: *Volksstimme*, 5.4.1965.
- 4/ Robert Streibel: April in Stein. Roman. St. Pölten, Salzburg, Wien: Residenz Verlag 2015.
- 5/ Ich erlebte meinen Tod. Jaroslav Petráš über die letzten Tage der Naziherrschaft im Zuchthaus Stein an der Donau, April 1945, o.O. [Brno], o.J. [1965] (übersetzt Helmut Juricek). Privatchiv Robert Streibel.

Niemals vergessen

Eine Wanderausstellung macht Station in Linz

PETER MÄRZ

Die Ausstellung „Niemals vergessen“, eine „Manifestation antifaschistischer Aufklärungsarbeit“,¹ eröffnete am 14. September 1946 im Wiener Künstlerhaus. Vorrangige Aufgabe war, der österreichischen Öffentlichkeit die Verbrechen des NS-Regimes und den Widerstand dagegen vor Augen zu führen. Sie war damit die erste museale Auseinandersetzung mit den Gräueln der NS-Zeit in Österreich. Unter der künstlerischen Leitung von Victor Th. Slama gelang eine überaus beeindruckende Darstellung. Wissenschaftliche Analysen der Wiener Schau liegen bisher von Heidrun-Ulrike Wenzel mit ihrem 2018 erschienenen Buch „Vergessen? Niemals! Die antifaschistische Ausstellung im Wiener Künstlerhaus 1946“ und von Wolfgang Kos mit seinem Beitrag „Die Schau mit dem Hammer“ in einem 1994 erschienenen Sammelband vor.²

Bereits während die Schau für Wien konzeptuell vorbereitet wurde, überlegten die Verantwortlichen, daraus eine Wanderausstellung abzuleiten und diese in allen Landeshauptstädten zu zeigen. Daher beauftragte man den Maler Leopold Metzenbauer mit der grafischen Gestaltung von einfach zu transportierenden Papierwandtafeln. Victor Th. Slama informierte im Dezember 1946 den politischen Beirat, dass bislang Anfragen aus Innsbruck, Linz, Klagenfurt und Bregenz vorlägen. Es gibt Hinweise darauf, dass auch Graz und Salzburg zumindest zeitweise Interesse an der Schau hatten.³ Dieser Plan, die Schau durch ganz Österreich touren zu lassen scheiterte jedoch, nicht zuletzt an räumlichen und finanziellen Fragen. Weitere Standorte nach Wien waren letztlich nur Innsbruck und Linz.

Erste Überlegungen, die Ausstellung auch in Linz zu zeigen, waren im April 1946 angestellt worden.⁴ Die Wanderausstellung machte schließlich von 15. September bis 15. Oktober 1947 in der oberösterreichischen Landeshauptstadt Station und wurde im Westtrakt des Brückenkopfgebäudes am Hauptplatz gezeigt. Als Veranstalter traten die Oberösterreichische Landesregierung, die Stadt Linz sowie der Landesverband ehemals politisch Verfolgter (kurz KZ-Verband) auf. Diese beriefen ein dreiköpfiges Präsidium aus Hans Kerschbau-

mer (Präsident des Bundes der politisch Verfolgten, KPÖ), Dr. Franz Blum (SPÖ) und Dr. Erich Thanner (ÖVP), hinzu kamen ein politischer Beirat aus Sicherheitsdirektor Hans Sebinger und Walter Enslein (ÖVP), Dr. Franz Blum und Laurenz Luger (SPÖ), Landesobmann Franz Haider und Landesrat (der Zivilverwaltung Mühlviertel) Friedrich Kammerer (KPÖ) sowie ein Ausstellungsbeirat, dem Univ.-Doz. Dr. Herbert Grau (Leiter des Kulturamts der Stadt Linz), Hans Kerschbaumer, Rudolf Hinterberger (Sekretär des Landesverbands der politisch Verfolgten), Doktor Richard Sassin (Präsident des Vereins rassistisch Verfolgter), Gustav Schanovsky (Sekretär der Landesexekutive des Oberösterreichischen Gewerkschaftsbundes) und Prof. Dr. Hans Striegl (Präsident der Berufsvereinigung der Bildenden Künstler, Landesverband Oberösterreich) angehörten. Die künstlerische und organisatorische Leitung lag bei den Grafikern Victor Th. Slama und Franz Herberth sowie beim Architekten Wilhelm Schütte (der an der Wiener Ausstellung nicht beteiligt gewesen war). Für die Gestaltung zeichneten die Walter Harnisch, Paul Kirnig, Leopold Metzenbauer, Heinrich Sussmann (Architekt), Dr. Rudolf Weys, Richard Burczik, Friedrich Dietmayer, Alfred Fabro, Georg Kail, Maria Tlusty und Magda Winter verantwortlich. Kurt Neumüller leitete die grafischen Arbeiten.⁵ Die Organisation vor Ort übernahm im Dezember 1946 Karl Habermann auf Seiten des Landes und Dr. Krecz für die Stadt Linz, wobei in allen zugänglichen Dokumenten ausschließlich Habermann als tatsächlich Verantwortlicher genannt wird.⁶

Vorbereitungsarbeiten

Die Linzer Ausstellung sollte sich zunächst wesentlich von jener in Wien unterscheiden. Im Grunde wollte man lediglich den Namen und die vorgefertigten Papierwandtafeln übernehmen, sonst jedoch zum überwiegenden Teil andere Exponate zeigen und die Schau mit neuen Erkenntnissen und lokalen Ereignissen anreichern. Dieser Plan gelangte nur ansatzweise zur Durchführung. Zu kurz war die Vorbereitungszeit, zu mühsam und zeitraubend die Suche nach geeigneten

Räumen. Parallel zu den konzeptuellen Arbeiten lief, ebenso wie in Wien, eine Umfrage zu den erlittenen Schädigungen in der NS-Zeit, die zusammengefasst und grafisch aufbereitet werden sollten.

Allerdings stieß Karl Habermann, der verantwortliche Organisator, von Beginn an auf zahlreiche Schwierigkeiten. Diese werden im Rechenschaftsbericht vom Dezember 1947 sowie in zahlreichen Dokumenten näher ausgeführt. Eines der grundlegendsten Probleme betraf die schwierige Suche nach geeigneten Räumlichkeiten. Linz war im Zweiten Weltkrieg stark zerstört worden, die Beschaffung von Wohnraum war prioritär, zudem benötigten die sowjetischen und die US-amerikanischen Streitkräfte sowie die städtischen und Landesbehörden Büroräumlichkeiten. Habermann rechnete ursprünglich mit Teilen von zwei Stockwerken im Osttrakt der Brückenkopfgebäude am Linzer Hauptplatz, wo rund 3.300 m² Grundfläche zur Verfügung gestanden wären. Die Ausstellungseröffnung wurde jedoch um mehrere Monate Richtung Herbst verschoben, die angeordneten Räume daraufhin kurzerhand von der Finanzlandesdirektion in Beschlag genommen und zu Büros umfunktioniert. Die danach beginnende Suche führte Habermann zu verschiedenen Vereinsheimen, ehemaligen Luftschutzbunkern und zu einem Verwaltungsgebäude der US-Armee gegenüber des Oberösterreichischen Landesmuseums in der Museumstraße 29. Alle diese Möglichkeiten lehnte der Beirat jedoch ab. Letztlich einigte man sich auf wesentlich kleinere Räume im Westtrakt der Brückenkopfgebäude mit einer nutzbaren Ausstellungsfläche von lediglich 840 m² bei 200 Laufmetern Wandfläche. Diese befanden sich allerdings noch im Rohzustand und mussten daher erst fertig betoniert werden, wodurch die Kosten der Ausstellung in die Höhe getrieben wurden.⁷

Inhaltlich orientierte man sich grundsätzlich an der Wiener Ausstellung und setzte die Schwerpunkte auf die Entwicklung Österreichs bis zum März 1938, die NS-Propaganda, den Einmarsch der Deutschen Wehrmacht, die wirtschaftlichen und politischen Auswirkungen des „Anschlusses“, die Kriegsvorbereitung, den Krieg und die Ver-

nichtung, die Zerstörungen und die Opfer, die Flüchtlinge und Repatriierungen sowie auf Widerstand und Verfolgung. Kurt Neumüller und Karl Habermann organisierten darüber hinaus eine Reihe weiterer Werke namhafter Künstlerinnen und Künstler. Die Ausrichtung war propagandistisch und, dem Zeitgeist entsprechend, stark didaktisch geprägt. Im Katalog heißt es hierzu: „Im Mai 1945, wenige Tage nach der Befreiung, haben eine Reihe von Antifaschisten sich zusammengeschlossen, um nach den Jahren der Lüge und Irreführung das wahre Gesicht des Faschismus, seine Unmenschlichkeit und seine Verbrechen zu enthüllen.“ Konkret ging es den Kuratoren um die Erkenntnis, dass jeder Einzelne eine Teilschuld an den Geschehnissen hat: „Nicht der Verewigung des Hasses dient diese Ausstellung. Wir alle sind schuldig. Jeder erkenne selbst sein Maß an Schuld.“⁸

Rudolf Hinterberger, Sekretär des Landesverbands ehemaliger politisch Verfolgter, begründet diese konsequente didaktische Herangehensweise in seinen einleitenden Worten: „Es gibt genug solcher verseuchter Gehirne, die noch heute den Rassenhaß und die Herrschsucht auf ihren Banner – wenn auch im Verborgenen – tragen, die keineswegs noch die nötige Einsicht erreichen konnten über den unermeßlichen Leiden und den Schrecken, den der Nazismus über die ganze Welt gebracht hat. Es gibt noch Tausende, die den Berichten über die Verbrechen der Nazi keinen Glauben schenken, die erschütternde Erzählungen mit einem abweisenden Achselzucken abtun wollen. Leider finden wir auch noch weite Kreise, die nur allzu gerne das Grauen jener Zeit selbst vergessen, doch auch vergessen machen möchten.“ Hauptzweck sei es, so Hinterberger weiter, „allen Österreichern noch einmal das Furchtbare des Naziregimes in seiner Auswirkung der offensichtlichen Barbarei und Erbärmlichkeit, der grauenvollen Art des nazistischen Verbrechertums, der Verhetzung und Falschheit nazistischer Propaganda und deren Folgen in augenscheinlicher, konzentrierter Form vor Augen zu führen.“⁹

Künstlerische Höhepunkte

Der Ausstellungsrundgang begann wie in Wien und deckte alle weiter oben angeführten Bereiche an Hand von grafisch strukturierten und anschaulich gestalteten Papierwandtafeln ab. Zwanzig der insgesamt 160 Tafeln beschäftigten sich unter dem Titel „Sonderschau Oberösterreich“ mit den konkreten landesge-

schichtlich relevanten Geschehnissen. Die Tafeln I bis V behandelten die 1.000-Mark-Sperre und deren Einfluss auf den oberösterreichischen Fremdenverkehr, die NS-Propaganda via Rundfunk und Presse, den Einmarsch sowie den Widerstand. Die Tafeln VI bis XII befassten sich mit der Schreckensbilanz des NS-Terrorregimes, die Tafeln XIII bis XX hatten das Thema Wiederaufbau nach Kriegsende zum Inhalt.¹⁰

Künstlerische Höhepunkte der Linzer Schau waren die Gemälde „Pg. Göring beim Imbiß“ von Josef Danilowatz, „Ecce Homo“, „Himmelfahrtskommando“ und „Die Vergasung“ von Peter Edel, „Der letzte Blick“ von Emy Ferjanc, „Die Fremdlinge“ von Max Frey Gawell, „Ecce Homo“ von Grand, „Heimkehrer“ von Wilhelm Kaufmann, „Nach dem Angriff“ und „Die Toten mahnen“ von Leopold Metzenbauer, „Zerstörung am Kai“ von Otto Rudolf Schatz, „Frauen in Auschwitz“ von Heinrich Sussmann, „Sammelstelle der Vertriebenen“ von Maria Tlusty sowie Anton Hanaks Bronzeskulptur „Der letzte Mensch“. Im Katalog werden, ohne konkrete Werke anzuführen, außerdem die KünstlerInnen Beischläger, Hafner, Pippal und Raab (Gemälde), Bienert, Blum, Bän, Fischer, Hagel, Kora, Kraft, Laske, Luby, May, Nießner, Plachy, Ploberger, Reiter, Stefan, Stefferl, Szenteleky, Unger, Vito- bec, Wimmer und Zwickelsdorfer (Grafiken) sowie Hönigsfeld, Petrucci und Santifaller (Skulpturen) genannt.¹¹ Ob die anderen Werke der Wiener Ausstellung ebenfalls in Linz gezeigt wurden, erschließt sich aus dem Linzer Ausstellungskatalog nicht. Auf Grund der eher bescheidenen Fläche von nicht einmal 900 m², auf der rund 160 Papierwandtafeln untergebracht werden mussten, ist jedoch davon auszugehen, dass sich die Auswahl an Gemälden und Skulpturen auf die hier angeführten beschränkte.

Fragebogenaktionen

Im Mai 1947 sandte der KZ-Verband ein Rundschreiben an seine Mitglieder, mit der Bitte drei Fragen zu beantworten. Die Ergebnisse sollten anschließend in



Landeshauptmann Heinrich Gleißner besichtigt die Ausstellung

die Ausstellung „Niemals vergessen“ aufgenommen werden: „Welche Leiden haben Sie durch die seinerzeitige Haft davongetragen?, Haben Sie Ihre Stellung verloren (gemaßregelt, zwangspensioniert, materielle Schäden, Beschlagnahme von Haus, Grund und sonstigem Inventar)?, Wir ersuchen Sie, die Summe in Schilling auszudrücken.“¹² In den vorhandenen Akten sind dazu lediglich Rückmeldungen aus Wels und dem Bezirk Wels-Land vorhanden. Ob diese Fragebogenaktion also in ganz Oberösterreich durchgeführt worden ist, lässt sich nicht mehr eruieren. Die VerfasserInnen der rund 60 erhaltenen Antwortschreiben machen dabei detaillierte Angaben, divergieren allerdings erheblich in den geschätzten Schadenssummen und betragen zwischen wenigen hundert Schilling bis hin zu mehreren zehntausend Schilling. Außerdienststellungen, Zwangs- und Frühpensionierungen bei gleichzeitiger Kürzung oder gänzlicher Streichung der Pensionen, erzwungene Verkäufe von Häusern, Verdienstentgänge wegen entfallener Gehaltsvorrückungen, Verhaftungen und Schläge sind die häufigsten Antworten. Bemerkenswert an dieser Umfrage ist der dritte Punkt, durch welchen vor dem Hintergrund künftiger Widergutmachungsforderungen erstmals systematisch versucht wurde, eine Schadenssumme zu ermitteln.¹³

Im August 1947, also einen Monat vor Eröffnung, schickte der Beirat ein Schreiben an alle oberösterreichischen Gemeinden, an denen Todesmärsche von KZ-Häftlingen vorbeigeführt haben, konkret etwa an Ansfelden, Enns, Wels, St. Florian und andere. Die lokalen Behörden wurden darin aufgerufen, Fotos, Dokumente, Tatsachenberichte und Meldungen von Kriegsverbrechen zur Verfügung zu stellen. Die Antwort-



schreiben trafen rund zwei Wochen später ein, die Ergebnisse fanden Eingang in die Ausstellungstexte.¹⁴ Von Beginn an fand eine breit geführte Debatte um den Titel der Schau statt. „Niemals vergessen“ wurde als zu konfrontativ empfunden, sinnvoller wäre stattdessen das Wort „Widerstand“ in Szene zu setzen, ähnlich wie in der zeitgleich in Deutschland stattfindenden Ausstellung „Die dagegen waren“.¹⁵

Werbemaßnahmen und Kosten

Bei der Eröffnungsfeier am 15. September 1947 sprachen Landeshauptmann Heinrich Gleißner (ÖVP), der Bürgermeister der Stadt Linz Ernst Koref (SPÖ) und der Präsident des Landesverbands ehemals politisch Verfolgter Hans Kerschbaumer (KPÖ). Vertreter der sowjetischen und der US-amerikanischen Streitkräfte blieben der Eröffnung trotz Einladung fern. Die Bewerbung der Ausstellung war umfassend. So wandte sich der Beirat an die Bürgermeister aller oberösterreichischen Gemeinden mit der Bitte, alle Organisationen, Vereine und Betriebe über die Schau zu informieren, um so Sonderfahrten koordinieren und organisieren zu können. Auf diesen Brief antworteten jedoch nur zwei Gemeinden. In ganz Oberösterreich ließ man Plakate affichieren, schaltete Presse- und Rundfunkwerbung und bestückte die Linzer Straßenbahnen mit kleinformatigen Werbezetteln. Auf der Gebäudefront des westseitigen Brückenkopfbaus Richtung Donau brachte man Metallbuchstaben mit dem Schriftzug „Ausstellung Niemals vergessen!“ an.¹⁶

Der KZ-Verband bewarb die Ausstellung im Rahmen der gleichzeitig stattfindenden „Unterstützungs- und Wohltätigkeitslotterie“. Die Ziehung der 500 Preise im Gesamtwert von rund 62.000 Schilling fand kurz vor Ausstellungsende am 12. Oktober statt, zuvor konnten die Hauptpreise, darunter eine komplette Wohnzimmereinrichtung, eine Schlafzimmereinrichtung, ein Kühlschrank, Ölgemälde und mehrere Fahrräder, im großen Saal des Westtrakts besichtigt werden – ein weiterer Anreiz für den Besuch der Schau.¹⁷ All diese Werbemaßnahmen zahlten sich aus, dennoch

blieben BesucherInnenzahlen und Einnahmen hinter den Erwartungen zurück. Karl Habermann hatte in seinem Kostenvoranschlag mit 80.000 BesucherInnen gerechnet. Die daraus resultierenden 160.000 Schilling hätten gemeinsam mit den geschätzten Einnahmen aus 15.000 verkauften Katalogen und 25.600 Schilling aus Briefmarkenerlösen für einen respektablen Gewinn ausgereicht.¹⁸ Tatsächlich konnten 67.797 Eintrittskarten à 2 Schilling verkauft werden, wobei etwa die Sozialistische Bildungszentrale zwar 5.000 Karten kaufte, allerdings lediglich 1.163 davon absetzte.

Die BesucherInnen setzten sich vorwiegend aus ArbeiterInnen, mittleren BeamtenInnen und Angestellten sowie Jugendlichen zwischen 16 und 24 zusammen, nur ein geringer Prozentsatz waren bürgerliche Personen. Auch der Verkauf der Sonderpostmarken von Alfred Chmielowski hinkte weit hinter den Vorstellungen zurück. Das just in der Aufbauzeit der Ausstellung abgeschlossene Lohn-Preis-Abkommen sorgte für eine massive Verteuerung. Vor allem die Bauarbeiten und die Produktion der Kataloge waren hiervon betroffen. Rechnete man im Frühjahr noch mit 70 Groschen pro Exemplar, mussten nun aufgrund der gestiegenen Löhne und der wesentlich höheren Papierpreise 1,70 Schilling bezahlt werden. Trotz mehrerer Unterredungen gelang es nicht, den Wiener Globus-Verlag von einem nennenswerten Rabatt zu überzeugen. Dies führte dazu, dass der Linzer Katalog unter den Gestehungskosten verkauft werden musste.¹⁹ Hinzu kam die Leihgebühr für die Ausstellungsarchitektur und die Papierwandtafeln in der Höhe von 36.000 Schilling, die an die Stadt Wien bezahlt werden musste. In der Planungsphase war man noch von einem Gewinn von rund 10.000 Schilling ausgegangen, womit weitere Projekte finanziert werden hätten sollen. Letztlich konnte mit rund 5.500 Schilling ein deutlich geringerer Gewinn erzielt werden.

Im Rechenschaftsbericht wurde die Ausstellung zwiespältig beurteilt. Positiv wurde darin hervorgehoben, dass der Beirat für Oberösterreich einen eigenen Ausstellungsleiter (Karl Habermann) ernannt hatte, um möglichst alle aktuellen Entwicklungen und Erkenntnisse aufzugreifen. Gleichzeitig wurde kritisiert, dass die Beschaffung der dafür notwendigen Unterlagen und Objekte nur äußerst mangelhaft geschehen sei. Als Hauptgrund dafür wurde die viel zu kurze Vorbereitungszeit ausgemacht. In der

Folge konnte das ursprünglich angedachte Konzept nicht vollumfänglich durchgeführt werden, sondern man musste sich mit grafisch stark vereinfachten Darstellungen der wesentlichen Ereignisse zufrieden geben. Die geplante Sammlung dokumentarischer Unterlagen entfiel beinahe zur Gänze. Das Kulturamt der Stadt Wien übernahm die Wanderausstellung nach dem 15. Oktober 1947 und ließ Papierwandtafeln und sonstige Materialien in Linz einlagern.²⁰ Über das weitere Schicksal der Objekte ist bislang nichts bekannt.

Anmerkungen:

1/ Heidrun-Ulrike Wenzel: *Vergessen? Niemals!* Die antifaschistische Ausstellung im Wiener Künstlerhaus 1946. Wien 2018, 45.

2/ Wolfgang Kos: *Die Schau mit dem Hammer – Zur Planung, Ideologie und Gestaltung der antifaschistischen Ausstellung „Niemals vergessen!“*, in: ders.: *Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945*. Wien 1994, S. 7–58.

3/ Wenzel: *Vergessen? Niemals!*, S. 192–194.

4/ Simon Loidl/Peter März: *Garanten gegen den Faschismus. Der Landesverband ehemals politisch Verfolgter in Oberösterreich*. Linz 2010, S. 185–188, hier S. 185.

5/ Archiv der Stadt Linz, Verw.-Archiv, MD Oberhuber, A-Arbeitsinsp., 1–1160, Kt. 1, Mappe 1085–1160, Zl. 1160, Ausstellungskatalog *Niemals vergessen!* Linz 1947.

6/ OÖLA, Landesregierung Präsidium, MF 813, Präs. 33–794/1947, Zl. 216, Ausstellung „Niemals vergessen“.

7/ OÖLA, Landesverband ehem. politisch Verfolgter, Kt. 10, 1, Rechenschaftsbericht, Dezember 1947.

8/ *Niemals vergessen! Antifaschistische Ausstellung (Katalog der Linzer Ausstellung)*, September–Oktober 1947 Linz, Wien 1947, 6f.

9/ *Niemals vergessen! Antifaschistische Ausstellung (Katalog der Linzer Ausstellung)*, September–Oktober 1947 Linz. Wien 1947, S. 12.

10/ Ebd., S. 19.

11/ Ebd., S. 40–54.

12/ OÖLA, Landesverband ehem. politisch Verfolgter, Kt. 10, 1, Rundschreiben, Mai 1947.

13/ Loidl/März: *Garanten*, S. 186.

14/ OÖLA, Landesverband ehem. politisch Verfolgter, Kt. 9, Mappe 9D IX, 4, „Niemals vergessen“, *Anschreiben an Gemeinden; Rückmeldungen*.

15/ OÖLA, Landesverband ehem. politisch Verfolgter, Kt. 10, 1, Rechenschaftsbericht.

16/ Ebd., Rechenschaftsbericht.

17/ Ebd., Lotterie.

18/ OÖLA, Landesverband ehem. politisch Verfolgter, Kt. 9, Mappe 9D IX, 4, „Niemals vergessen“, *Kostenberechnung*.

19/ Ebd., Kt. 10, 1, Revisionsbericht, 5.2.1948.

20/ Ebd., Rechenschaftsbericht, Dezember 1947.

Karl und Mathilde Auferbauer

Ein Stück vergessener Leobener Widerstands- und Verlagsgeschichte

HEIMO HALBRAINER

Mit Datum vom 21. Juli 1945 richtete Karl Auferbauer, Geschäftsführer und, wie er angab, „Agitprop-Leiter in Leoben“ ein Schreiben an das Zentralkomitee der KPÖ, in dem er seine Sorge um seine Frau Mathilde, die fast genau ein Jahr zuvor verhaftet und ins KZ Ravensbrück verbracht worden war, zum Ausdruck brachte. Er hat von ihr drei Monate nach der Befreiung des Konzentrationslagers noch immer keine Nachricht erhalten, weshalb er – wie es im Schreiben hieß – „Euch recht sehr bitte, die geeigneten Nachforschungen zu pflegen. Ich gebe noch an, dass ihre KZ-Nummer 85.228 F-KZ lautete. Zur Erleichterung der Ausforschung schließe ich noch eine Fotografie an.“¹

Anzunehmen ist, dass er bereits zuvor in Leoben die aus Ravensbrück zurückgekehrten Frauen befragt hat. Einige von ihnen, wie Maria Filz oder Luise Reiter,² hatten bereits Anfang Juni 1945 ihr Überleben im KZ Ravensbrück und die Befreiung des Lagers in der von den Obersteirischen Freiheitskämpfern herausgegebenen Tageszeitung *Obersteirische Tagblatt*, für dessen Inhalt Karl Auferbauer verantwortlich zeichnete, veröffentlicht. Sie schienen – wie auch viele andere im Laufe der nächsten Wochen aus dem Konzentrationslager zurückgekehrten Frauen – nichts über den Verbleib von Mathilde zu wissen. Wer war nun dieser Karl Auferbauer, der versuchte, etwas über den Verbleib seiner Frau zu erfahren, und wer war Mathilde, von der Monate nach der Befreiung vom NS-Regime niemand wusste, wo sie sich befand?

Von der SAJ zur KPÖ: Karl Auferbauer

Karl Auferbauer wurde am 6. Juli 1900 als viertes von insgesamt neun Kindern einer Schriftsetzerfamilie geboren. Nach fünf Klassen Volks- und zwei Klassen Bürgerschule begann er eine Zahntechnikerausbildung und trat noch vor dem Ersten Weltkrieg, am 1. Mai 1914, dem *Verband Jugendlicher Arbeiter* bei. Im November 1917 musste er zum Infanterieregiment Nr. 27 in Graz einrücken, von wo er 1918 für ein paar Monate ins Hinterland nach Südtirol kam. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem

Untergang des Habsburger Reichs blieb er noch einige Zeit in der so genannten Volkswehr, ehe er als Hilfsarbeiter in verschiedenen Betrieben in der Steiermark tätig war; so unter anderem für zwei Jahre als Bergarbeiter im Magnesitwerk in der Veitsch. Dort wirkte er auch als Vertrauensmann der Gewerkschaft, der Sozialdemokratischen Partei und der sozialdemokratischen Jugend.

Im Zuge der politischen Umfärbung des österreichischen Bundesheers unter dem christlichsozialen Heeresminister Carl Vaugoin trat Karl Auferbauer im November 1922 – einer Aufforderung der Sozialdemokratischen Partei folgend, die möglichst viele verlässliche Genossen ins neue Bundesheer transferieren versuchte³ – in das Bundesheer ein, wo er bald schon Vertrauensmann der 1. Pionierkompanie in Graz wurde. Im Herbst 1923 war er bereits Bataillonsvertrauensmann und im Jänner 1924 wurde er zum Heerespersonalvertreter der 5. Brigade – der steirischen Brigade – ins Bundesministerium für Heereswesen gewählt. Ein Jahr später wurde er von Alois Rosenwirth, dem damaligen Vorsitzenden des sozialdemokratischen Militärverbands und nach 1945 Sicherheitsdirektor der Steiermark, in dieser Funktion abgelöst.

Karl Auferbauer trat im Rahmen der militärischen Zivildienstausbildung in die Buchhandlung *Arbeiterwille* ein und erlernte den Beruf eines Buchhändlers. Parallel dazu war er in der sozialdemokratischen Jugendbewegung führend tätig. Als Kreisleiter für Mittelsteiermark wirkte er etwa bei der Gründung zahlreicher Ortsgruppen der Sozialistischen Arbeiterjugend Mitte der 1920er Jahre mit, hielt Reden anlässlich von Revolutionsfeiern im November und gehörte 1927 als Vertreter der Jugend zu den Gründungsmitgliedern des Grazer ASKÖ, des Arbeiterbunds für Sport und Körperkultur Österreichs, dem er damals auch als Vorstandsmitglied angehörte.⁴

Aufgrund von heftigen politischen Auseinandersetzungen mit dem damaligen Geschäftsführer der Buchhandlung *Arbeiterwille*, dem sozialdemokratischen Landesrat Johann Leichin, beendete Karl Auferbauer im Dezember 1930 seine dortige Tätigkeit. Nach über einem Jahr

Arbeitslosigkeit fand er im Februar 1932 zunächst beim Arbeitsamt in Graz eine Anstellung, ehe er einen Monat später nach Leoben ins dortige Arbeitsamt versetzt wurde, was er als Strafversetzung empfand und wo er – wie er angab – politisch isoliert blieb. In einem unmittelbar nach der Befreiung 1945 verfassten Lebenslauf sollte er über diese Phase in Leoben vermerken: „Das politische Kabarett war fast mein einziges Betätigungsfeld.“⁵ Das Kabarett waren die *Rote Spieler*, die auch in Leoben im Oktober 1932 eine eigene Gruppe gegründet haben, in der Karl Auferbauer mitwirkte. Diese traten zu verschiedenen Anlässen mit politischen Theaterstücken vor bis zu tausend Personen auf, wobei sie etwa im Sommer 1933 auch die Verbote der Regierung, wie das Verbot der 1. Mai-Demonstration, thematisierten.⁶

Im Herbst 1933 trat Karl Auferbauer der damals bereits illegalen Kommunistischen Partei bei. Er erhielt jedoch von der KPÖ den Auftrag, sich in der Folge weiter so zu verhalten, als sei er noch Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.⁷ Diese Strategie zielte darauf ab, die Politik der Sozialdemokratie von innen her zu revolutionieren. Ende September 1933 wurde daher bei einem Treffen der KPÖ mit führenden Vertretern der sozialistischen *Jungfront* eine Resolution beschlossen, wonach deren Aufgabe innerhalb der Sozialdemokratie darin bestehe, „möglichst große Massen von sozialdemokratischen Arbeitern von der prinzipiell falschen kleinbürgerlichen Politik der SPÖ loszulösen und auf die Positionen des revolutionären Marxismus zu bringen“. Die Idee war, dass Karl Auferbauer und andere Linke innerhalb der Sozialdemokratie untere Leitungsfunktionen (Sektionen, Gewerkschaftsgruppen und Betriebsräte) „erobern“ sollten, um von dort aus, den Kampf gegen den Reformismus des Parteivorstand zu führen und die „linken“ Phrasen Otto Bauers und anderer zu entlarven.⁸ Am Parteitag der Sozialdemokratischen Partei im Oktober 1933 kritisierten die Linken daher auch die nachgiebige Haltung der Parteiführung gegenüber der zunehmenden Faschisierung unter Engelbert Dollfuß und forderten: „Die Partei muss zum Angriff übergehen!“

Als sich am 12. Februar 1934 in Linz der sozialdemokratische Parteisekretär und Kommandant des Republikanischen Schutzbundes Richard Bernaschek gegen eine Waffensuche im Parteiheim zur Wehr setzte, war das nicht der Übergang zum Angriff, sondern ein Abwehrkampf gegen den Faschismus fünf Minuten nach zwölf. Nach dem darauffolgenden Aufruf zum Generalstreik kam es auch in der Obersteiermark, in Bruck an der Mur rund um Koloman Wallisch, aber auch in Leoben, zu Kämpfen zwischen dem Republikanischen Schutzbund auf der einen und der Gendarmerie, Heimwehr und Militär auf der anderen Seite. Karl Auferbauer beteiligte sich nicht direkt an den Kämpfen in Leoben, half aber den Verfolgten, indem er ihnen Bestätigungen des Arbeitsamts für die fraglichen Stunden der Kampfhandlungen in der Stadt ausstellte.

Nach dem Verbot der Sozialdemokratischen Partei traten viele enttäuschte SozialdemokratInnen der KPÖ bei, die in der Illegalität zu einer starken Partei anwuchs.⁹ Ein Bericht des Sicherheitsdirektors für die Steiermark an die Generaldirektion für öffentliche Sicherheit in Wien hielt für August 1936 fest, dass im Kreis Donawitz, wozu alle Industriegemeinden des Bezirks Leoben zählten, „2470 waffenfähige Kommunisten gemeldet“ sind.¹⁰ Einer davon war auch Karl Auferbauer, der politische Schulungen abhielt und im Arbeitsamt die Anlaufstelle für auswärtige Genossen war. In dieser Zeit – konkret am 15. Dezember 1935 – heirateten Karl und Mathilde Auferbauer.

Nach dem so genannten „Anschluss“ Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland im März 1938 konnte Karl Auferbauer durch den Schutz des Amtsleiters noch eine Zeit lang Beamter des Arbeitsamts bleiben, ehe er im Zuge der „Säuberungen des Berufsbeamtentums“ im Juni 1939 entlassen wurde. Unmittelbar nach seiner Entlassung erhielt Karl Auferbauer die Einberufung zur Wehrmacht, wo er auf Grund seines fortgeschrittenen Alters – er war schon 39 Jahre alt – in Graz als Schreiber und Einkäufer eingesetzt wurde. Im August 1943 wurde er nach Leoben versetzt, wo er gemeinsam mit seiner Frau im Widerstand gegen den Nationalsozialismus aktiv wurde. Nachdem ab Herbst 1943 zahlreiche Widerstandskämpfer in die Berge der näheren Umgebung gingen und sich für einen Partisanenwiderstand ab Frühjahr 1944 vorbereiteten, unterhielt das Ehepaar eine Versorgungsstelle für die

Partisanen mit Lebensmitteln und Ausrüstungsgegenständen.

Kindergärtnerin und Widerstandskämpferin: Mathilde Auferbauer

Mathilde Auferbauer wurde acht Jahre nach Karl am 15. Februar 1908 in St. Peter-Freienstein als Tochter des Donawitzer Fabrikarbeiters Jakob und seiner Frau Agnes Macher geboren. Nach der Schule absolvierte sie eine Ausbildung zur Kindergärtnerin und arbeitete danach mit Anna Cadia, der „roten Fürsorgerin“ von Leoben.¹¹ Anna Cadia sollte 1944/45 in Ravensbrück jene sein, die sich um sie kümmerte und sie mit den Frauen des illegalen Lagerwiderstands zusammenbrachte, die dann gemeinsam dafür sorgten, dass sie das KZ Ravensbrück überlebte.¹² Im Jahr 1934 trat Mathilde Auferbauer nach den Februartkämpfen der KPÖ bei, wo sie im Rahmen der *Roten Hilfe* aktiv wurde, Geld für Familien der Inhaftierten sammelte und die illegalen Zeitungen verbreiten half, weshalb sie im Oktober 1935 erstmals verhaftet, aber bald wieder freigelassen wurde.¹³

Nach dem „Anschluss“ 1938 verhielt sie sich – wie viele andere bekannte Gegner des Regimes – vorerst einmal ruhig. Josef Martin Presterl hat bald nach der Befreiung ehemalige WiderstandskämpferInnen in der Steiermark für sein Buch mit dem Titel „Im Schatten des Hochschwab“ befragt. Die Tage nach dem „Anschluss“ im Hause Auferbauer gab er folgenderweise wieder: „Dann kamen die ersten Soldaten der deutschen Wehrmacht. In schier endlosen Kolonnen brausten sie durch die Städte und Dörfer, von Tausenden begrüßt und mit Blumen beworfen. Deutsche Bombenflugzeuge zogen im Tiefflug ihre Kreise über das jubelnde unglückliche Land. [...] Viele Antifaschisten im Leobner Gebiet hatten sich in ihre Wohnungen zurückgezogen und lauschten mit großer Erbitterung dem Jubel auf der Straße. Es war einfach unverständlich, wie über Nacht so ein Umschwung kommen konnte. ‚Nun ist es für lange aus‘, sagte Karl Auferbauer zu seiner Frau, die hinter dem herabgelassenen Rollbalken saß und bitterlich weinte. Unten auf der Straße war die Hölle los. Mathilde nickte nur, als wollte sie sagen: ‚Ja, du hast recht.‘ Dann aber richtete sie sich wieder auf: ‚Es wird nicht ewig dauern‘, sagte sie fest, ‚aber für uns kommt eine schwere Zeit.‘“¹⁴ Sie selbst schrieb später: „Wir fanden keine rechte Luft zum At-

men mehr und es dauerte einige Wochen, bis wir wieder aus der unerhörten Betäubung erwachten, in die uns der rasende Terror versetzte. Wir wussten, dass es inmitten der plötzlich toll gewordenen Bevölkerung einen festen Stock von Menschen gab, die Österreicher und Genossen geblieben waren und wir richteten unsere ganze Propaganda darauf ein, diese Menschen wieder zu erfassen und sie zu sammeln.“¹⁵

Widerstand in Leoben

Dieser Widerstand in und um Leoben sammelte sich und wurde aktiv. In einem Fernschreiben an den Höheren SS- und Polizeiführer Erwin Rösener nach Veldes (Bled) schrieb der steirische Gauleiter Sigfried Uiberreither am 2. Dezember 1942, nachdem in Leoben in der Nacht zuvor das Landratshaus, das Haus, in dem die SS-Standarte untergebracht war und noch einige andere Häuser mit Hammer und Sichel und „Nieder mit Hitler“ und „Heil Moskau“ beschrieben worden waren: „Eine Schmieraktion wie in Leoben ist seit der Eingliederung der Ostmark im Gau Steiermark noch nicht vorgekommen.“¹⁶ Bereits ein Jahr zuvor hatten Eisenbahner aus dem Bezirk Leoben – der Krieg gegen die Sowjetunion hatte gerade begonnen – Sabotageaktionen gegen Wehrmarchtszüge durchgeführt und zwischen 4. Juli und 24. Dezember 1941 an den Bahnhöfen in der Steiermark „92 Anschläge durch Zerschneiden von Bremsschläuchen sowie Einführung von Sand und Steinen in die Achslager von Eisenbahnwagen verübt“.¹⁷

Nachdem die Exilleitung der KPÖ über den Moskauer Sender *Freies Österreich* zur Gründung einer überparteilichen *Österreichischen Freiheitsfront* (ÖFF) aufgerufen hatte,¹⁸ wurde dies im Herbst 1943 in und um Leoben umgesetzt. Alte Kommunisten, die bislang nicht gegen das NS-Regime aktiv geworden waren, bauten 1942/43 im Bezirk ein Netz von Widerstandszellen auf und knüpften Kontakte zu den slowenischen Partisanen nach Jesenice. Dorthin flohen mehrere Personen aus Leoben im April 1943, um einer drohenden Verhaftung zu entgehen. Nach mehrmonatigem Aufenthalt bei den slowenischen Partisanen des Pokljuka-Bataillons¹⁹ kehrten zwei – Sepp Filz und Anton Wagner – im Herbst 1943 wieder nach Leoben zurück. Gemeinsam mit anderen – unter anderen auch mit der von Mathilde Auferbauer organisierten Frauengruppe – schritten sie an den Aufbau einer Partisanen- und einer so genannten Bodenorganisation in

und um Leoben.²⁰ Auferbauer berichtete darüber später: „Ich organisierte im September 1943 eine illegale Frauengruppe und suchte einige heraus, die ich für besondere Aufträge verwenden konnte. Unsere erste Aufgabe war es, Quartiere in der Umgebung von Leoben zu schaffen, um auf diese Art die Partisanengruppe, welche sich inzwischen gebildet hatte, zu unterstützen. Als es draußen auf dem Lande schon gefährlich wurde, da in allen Wäldern die sogenannte Landwacht ständig Streifen machte, stellten wir in der Stadt selbst eine Reihe von Quartieren zur Verfügung. Wir sammelten große Mengen Lebensmittel, Kleider und Schuhe und schickten alles unseren kämpfenden Genossen in den Wäldern. [...] Im September 1943 hatten wir schon 110 illegale Frauen erfasst.“²¹

Die illegal Lebenden wurden aber nicht nur mit Quartieren und Lebensmitteln versorgt, sondern auch mit für sie wichtigen Informationen. Die Partisanen konnten dabei auf Verbindungen zurückgreifen, die bis ins Wehrbezirkskommando von Leoben, ins Landratsamt, ins Stadtamt, ins Fernmeldeamt und ins Heeresbauamt reichten. Vielfach waren es die Freundinnen bzw. Bekannten von den in den Bergen Lebenden, die kriegsdienstverpflichtet in den Ämtern für die ÖFF Nachrichten sammelten. Christl Berger, die Verlobte des Partisanen Anton Wagner, arbeitete etwa im Adressenmeldeamt der Stadtgemeinde. „Ich konnte dort wertvolle Arbeit leisten, weil ich durch meine Stellung an sämtliche Karteikarten herankommen konnte und die Gestapo sich immer an mich wenden musste, wenn sie die Wohnadresse eines von ihr Verfolgten erfahren wollte“;²² sollte sie später erzählen. Auch knüpften die Frauen, die in der ÖFF mitwirkten, Kontakte zu Soldaten, die auf Heimaturlaub waren, und überredeten sie, nicht mehr einzurücken und sich stattdessen der ÖFF anzuschließen.²³

Die Österreichische Freiheitsfront hatte – nachdem sich ihr Vertreter von Widerstandsgruppen aus Judenburg, Villach, Graz und Wien angeschlossen hatten – im Frühjahr 1944 mit dem bewaffneten Kampf begonnen, indem sie unter anderem Anschläge auf Eisenbahnanlagen durchführten. Gleichzeitig verbreiteten sie Flugblätter und das Programm der ÖFF, in dem sie unter anderem zum „Kampf mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln einschließlich Waffengebrauchs gegen die faschistischen Okkupanten und ihre österreichischen Helfershelfer“ aufriefen und für die „Er-

richtung eines freien, unabhängigen, demokratischen Österreichs, das mit allen Völkern in Freundschaft zu leben gewillt ist, jeden Rassen- und Nationalhaß bekämpft sowie Religions- und Meinungsfreiheit sichert“, eintraten, sowie die „Enteignung der Schwerindustrie, des Großgrundbesitzes sowie der faschistischen Institutionen, deren Verstaatlichung bzw. Aufteilung“²⁴ forderten.

Die Anschläge auf Eisenbahnanlagen zwischen Kapfenberg und St. Michael sowie die Überfälle auf lokale Nationalsozialisten führten zu massiven Verfolgungsmaßnahmen seitens der Gestapo unter Führung des von Graz nach Leoben versetzten Chefs des Kommunistenreferates Johann Stelzl. Durch Spitzel innerhalb der Organisation²⁵ sowie durch die Unvorsichtigkeit von zwei Partisanen, die Anfang August 1944 verhaftet wurden, gelang es der Gestapo fast das gesamte illegale UnterstützerInnen-Netz aufzurollen. Mehrere hundert Personen – unter ihnen auch Mathilde Auferbauer – wurden verhaftet.

Als im Sommer 1944 die Verhaftungen gegen die UnterstützerInnen der ÖFF im Bezirk einsetzten, war Mathilde Auferbauer gerade in Bad Tatzmannsdorf zur Erholung, da sie Probleme mit dem Rücken hatte. Dort wurde sie von ihrem Mann angerufen, der meinte: „Ich soll trachten, so schnell wie möglich zu den Partisanen zu kommen. Ich wollte aber nicht flüchten, weil ich fürchtete, dass dann meine Eltern für mich verhaftet werden würden.“²⁶ So wurde sie am 12. Juli 1944 in Bad Tatzmannsdorf festgenommen und zur Gestapo nach Graz überstellt, wo sie schwer misshandelt wurde. „Sie wollten von mir Namen wissen. Ich habe aber nichts gesagt. Da hat mir der eine mit dem Stock übers Kreuz geschlagen. Mir wurde schwarz vor den Augen.“²⁷

Als sie wieder aufwachte, konnte sie ihre Füße nicht mehr spüren. Ihr Wunsch, einem Arzt vorgeführt zu wer-



Foto von Mathilde Auferbauer, das Karl Auferbauer im Juli 1945 an das Zentralkomitee der KPÖ übermittelte.

den, wurde vorerst nicht entsprochen. Erst nach Wochen wurde sie vom Polizeiarzt in das Inquisitenspital im Landesgericht Graz bzw. später kurzzeitig auch auf die geschlossene Abteilung der Nervenklinik überstellt, allerdings ohne dass sie dort behandelt worden wäre. Am 2. November 1944 wurde sie schließlich auf einer Tragbahre zum Grazer Bahnhof gefahren und mit einem Gefangenentransport zunächst nach Bruck an der Mur transportiert. Dort wurden zahlreiche Frauen aus dem UnterstützerInnen-Netzwerk der Österreichischen Freiheitsfront – wie Christl Berger, Maria Ehmman, Maria Filz, Aurelia Moll – „zugeladen“, wie Luise Reiter über ihren eigenen Transport später schreiben sollte. Das Ziel dieses Transports war das Konzentrationslager Ravensbrück, das sie nach acht Tagen erreichten und in das die Frauen Mathilde Auferbauer auf einer Bahre tragen mussten. Dort erhielt sie die Häftlingsnummer 85.228.

Die Zeit in Ravensbrück verbrachte sie – da sie nicht gehen konnte – im Krankenblock. Mehrmals sollte sie im Rahmen von Selektionen vergast werden. „Der Lagerarzt, Dr. Winkelmann, ging zwischen den Pritschen durch die Baracken und bestimmte mit erhobener



Karl Auferbauer (1900–1988)

oder gesenktem Daumen das Schicksal der Häftlinge. Die begleitende SS-Oberschwester machte hiezu mit dem Bleistift die nötigen Notizen. Dreimal senkte der Lagerarzt auch über mich den Daumen.²⁸ Durch die Unterstützung der illegalen Lagerorganisation – allen voran Mizzi Berner²⁹ – überstand sie diese Selektionen. Um sie vor einem Zugriff der SS fortan in Sicherheit zu bringen, verlegten sie sie auf Initiative von Anna Cadia, die bereits 1940 verhaftet worden war, mit der Bahre in die Typhusbaracke und forderten die Männer im Lager auf, Krücken für sie anzufertigen.³⁰ Im April 1945 ließen sie sie offiziell „sterben“ und statteten sie mit dem Namen einer verstorbenen Französin aus. Um aus ihr die Französin Madeleine Françoise zu machen, organisierten Kameradinnen aus der Effektenkammer des Lagers eine dunkle Brille und ein Kopftuch. Zudem wurden ihr die Haare gefärbt.

Als die Aktion Bernadotte anließ – das Schwedische Rote Kreuz unter Graf Folke Bernadotte war seit Februar 1945 in Verhandlungen mit dem Deutschen Reich über eine Betreuung bzw. später auch Freilassung skandinavischer KZ-Häftlinge –, sorgten ihre Freundinnen und Genossinnen dafür, dass sie, die unmöglich einen Evakuierungsmarsch überlebt hätte, mit den „weißen Bussen“

des Schwedischen Roten Kreuzes abtransportiert wurde. „Es folgten“ – wie sie später berichtete – „lange und bange Stunden. Wir wurden in ein anderes Objekt [eine andere Baracke] gebracht. Dort mussten wir warten, bis die Listen und andere Formalitäten erledigt waren. Wieder standen meine Kameradinnen um mich Wache, um jeden Zwischenfall auszuschließen. Einmal konnte ich meinen neuen Namen in der Aufregung nicht sagen, da rief eine neben mir gleich den Namen für mich. Und es klappte. Endlich wurden wir in die Rettungswagen verladen und der Transport fuhr ab. Eine um-

ständliche Reise nach Kopenhagen, dann auf dem Transport nach Helsingborg. Wir waren im neutralen Ausland.“³¹ Zu diesem Zeitpunkt wog Mathilde Auferbauer nur mehr 39 Kilogramm. Sie blieb über ein Jahr in Schweden, wo sie endlich eine Behandlung ihres Rückens – Spritzen, Massagen, Bäder usw. – erhielt. Dennoch blieb das Rückgrat verformt. Einige Wirbeln waren zusammengebrochen, sodass sie zeitlebens sich nicht mehr bücken konnte.

Leoben 1945

Wenige Tage nachdem Mathilde Auferbauer in Schweden angekommen war, wurde auch die Steiermark befreit. In Leoben übernahmen die aus den Bergen kommenden Partisanen um Sepp Filz die Macht in der Stadt und im Bezirk.³² Es wurde ein so genannter Dreierausschuss der *Österreichischen Freiheitsfront* gebildet, wo Mitglieder der drei Parteien (KPÖ, SPÖ, ÖVP) vertreten waren. Dieser Dreierausschuss der ÖFF sollte der Ausgangspunkt für eine antifaschistische Aufbauarbeit von unten sein.³³ Zu diesem Zweck erschien ab dem 10. Mai 1945 eine von den Freiheitskämpfern herausgegebene Tageszeitung, das *Obersteirische Tagblatt* mit einer Auflage von 35.000 Stück, für dessen Inhalt Karl Auferbauer verantwortlich zeichnete, der

gleichzeitig auch für die Agitprop-Abteilung der ÖFF zuständig war.

In dieser Zeitung wurde der Bevölkerung des Bezirkes unter anderem auch der neue politische Aufbau im Bezirk vorgestellt. Allen Beamten in den Ämtern wurden – da man diese vielfach nicht sofort austauschen konnte – Beigeordnete der Partisanen bzw. Antifaschisten zur Seite gestellt. So war Karl Auferbauer bis zum 12. Mai auch noch Beigeordneter der Polizeidirektion, ehe er neben seiner Zeitungstätigkeit als Beigeordneter für das Arbeitsamt fungierte.

Da nach der Befreiung vom NS-Regime in Leoben kein Geld vorhanden war, schlug Karl Auferbauer anlässlich einer der ersten Sitzungen der ÖFF vor, Bezirksnotgeld aufzulegen. Diese Idee wurde allerdings nicht weiterverfolgt. Anders war es aber in anderen Bereichen: So begann die ÖFF in verschiedenen Unterausschüssen das öffentliche Leben im Bezirk wieder in Schwung zu bringen. Es wurden ein Handels-, Gewerbe- und Industrieausschuss, Ausschüsse für Ernährung, Verkehr, Sicherheit, Gesundheit, Schulwesen usw. ins Leben gerufen, die sowohl für die Wiederaufnahme des Betriebs der Alpine Montangesellschaft oder des Eisenbahnverkehrs als auch für die Verteilung der Lebensmittel zuständig waren. Zudem wurde mit der Entnazifizierung der Ämter genauso begonnen wie ehemalige Nationalsozialisten und Ariseure verhaftet wurden. Dieses Experiment eines Aufbaus von unten hatte aber nur so lange Bestand, als die sowjetischen Truppen Besatzungsmacht in der Steiermark waren. Als die Briten Ende Juli 1945 die Sowjets ablösten, wurde die *Österreichische Freiheitsfront* aufgelöst, die von ihr eingesetzten Beamten wieder entlassen und das *Obersteirische Tagblatt* eingestellt.

Rückkehr 1946

Am 2. August 1945 erhielt Karl Auferbauer ein Antwortschreiben aus Wien, in dem ihm ein Vertreter des Zentralkomitees der KPÖ mitteilte, dass sich seine Frau „laut unseren Informationen seit 3 Monaten in Schweden befindet, und sicher die erste Möglichkeit wahrnehmen wird, um nach Hause zu kommen“.³⁴ Es sollte schließlich noch bis Mai 1946 dauern, ehe sie nach Leoben zurückkehrte. Ihren Mann traf sie aber schon ein paar Tage früher: Nachdem sie mit einem Flugzeug nach Prag gebracht worden war, wo sie eine Leidensgenossin aus Ravensbrück besuchte, mit der sie nach Schweden evakuiert worden war, ging

sie mit ihr zum Prager Bahnhof, um sich zu erkundigen, wann ein Zug nach Wien fahren werde. Dabei hörte sie am Bahnhof die Ansage: „Achtung, Achtung! Herr Auferbauer aus Österreich sucht seine Frau Mathilde, die möglicherweise aus Schweden kommend in Prag Aufenthalt genommen hat.“ Mathilde Auferbauer war – wie sie später schrieb – über diese Begegnung „so sprachlos, wir konnten kein Wort sprechen und haben uns nur ganz fest gehalten“.³⁵ Nach einigen Tagen konnte sie schließlich mit ihrem Mann nach Wien und von dort – ausgestattet mit Papieren – Mitte Mai 1946 endlich in die Steiermark, nach Leoben, zurückkehren, wo sie – wie sie Jahrzehnte später festhielt – tief enttäuscht wurde. Zum einen, da sie die Situation, die sie „daheim vorfand“, bedrückt hat: „Ich kannte doch die meisten Menschen, kannte auch ihre Einstellung.“³⁶ Zum anderen als sie – wie viele andere aus dem Widerstand, die sich für die Freiheit Österreichs eingesetzt und schwere physische und psychische Schäden erlitten haben – von dieser Zweiten Republik als unbotmäßige Bittstellerin behandelt wurde.³⁷

Mathilde Auferbauer hatte zunächst nach ihrer Rückkehr auf eine Opferrente verzichtet und nur um die Rückgabe des von der Gestapo verschleppten Radioapparats und des ihr abgenommenen Schmucks gebeten.³⁸ Erst als die wirtschaftliche Lage des Verlags und der Buchhandlung ihres Mannes so schlecht war, dass sie kein Familieneinkommen mehr hatten, beantragte sie Ende des Jahres 1948 eine Opferrente. Wegen der körperlichen Schäden, die sie während der Haft erlitten hatte, erhielt sie ab Dezember 1949 eine Opferrente, wobei die Minderung der Erwerbstätigkeit mit 75 Prozent festgesetzt wurde. Anlässlich einer Neubemessung der Rente wurde 1952 die Minderung der Erwerbstätigkeit auf 50 Prozent zurückgestuft. Für diese Neueinschätzung wurde das ärztliche Gutachten aus dem Jahr 1944 verwendet, als sie nach den Misshandlungen durch die Gestapo in der Nervenklinik geröntgt wurde. In diesem Gutachten stand klarerweise nicht, dass die degenerativen Veränderungen in der Wirbelsäule von den Misshandlungen herrührten, sondern „dass die Röntgenaufnahme der Lendenwirbelsäule eine für das Alter ungewöhnlich starke Spondylose [...] ergibt“.³⁹ Dies wurde 1952 zur Basis für die Bemessung der Erwerbstätigkeit, wobei nun festgestellt wurde, dass die „Leiden in geringem Masse [...] schon vor der Inhaftierung bestanden und waren

bereits Gegenstand ärztl. Behandlung. [...] Die Minderung der Erwerbstätigkeit, welche allein auf die Haft und deren Folgen zurückzuführen ist, ist“ – so das Gutachten – „mit 50% einzuschätzen.“⁴⁰ Trotz Berufungen und Anträge auf Wiederaufnahme des Verfahrens blieb das Amt bei der Herabsetzung des Rentenbetrags. In einem Schreiben an das Amt meinte Mathilde Auferbauer Anfang des Jahres 1954: „Der österreichische Staat hat ein Opferfürsorgegesetz geschaffen, um den Opfern der vergangenen Ära in gerechter und bestmöglicher Form gerecht zu werden, und ich erhebe Anspruch auf eine gerechte Behandlung. [...] Ich habe in der vergangenen Ära Bedrängten und Verfolgten geholfen, bis ich selbst der Verfolgung anheim fiel, und zwar in einer sehr dramatischen Form. Ich wurde von der Gestapo auf das Größte misshandelt, und zwar so, dass ich durch lange Zeit gelähmt war. Durch die Schlägereien wurde mein Rückgrat verletzt, Leber und Galle so in Mitleidenschaft gezogen, dass ich in den vergangenen Jahren mehrere Operationen über mich ergehen lassen musste. [...] Die Misshandlungen, meine jahrelange Lähmung, alle Schrecken, denen ich ins Auge sehen musste, machten mich zu dem was ich heute bin: einen seelisch und körperlich ruinierten Menschen.“⁴¹

Karl Auferbauer Verlag

Karl Auferbauer hat noch im Juni 1945 im Auftrag der ÖFF eine GmbH für eine Druckerei beantragt und 1946 den *Karl Auferbauer Verlag* gegründet, in dem im ersten Jahr der Gedichtband „Die stillen Götter“ von Rudolf Felmayer – eine Neuauflage des 1935 mit dem Julius-Reich-Preis ausgezeichneten Buches –, „Das Bauernjahr“ von Karl Gugerell mit Holzschnitten von Carl Zahradnik und Ernst Jirgals „Tantalos“ erschienen. 1947 verlegte Karl Auferbauer acht Bücher von Stefan Hochrainer, Franz Hrastnik, Ernst Jirgal, Jean Paul, Peter Rosegger, Erich Stegu, Ludwig Erik Tesar und Ivan Turgenjew, die teilweise – wie schon im Jahr zuvor – mit Holzschnitten österreichischer Künstler versehen oder überhaupt Mappen mit Holzschnitten waren, wie etwa Otto Rudolf Schatz' Mappe über „Peter Rosegger: Jakob der Letzte“ oder Friedrich Mayer-Becks Holzschnittfolge zu „Miguel de Cervantes Don Quijote“ mit einem Text von Ivan Turgenjew. Sein fortschrittliches, für die ArbeiterInnenschaft konzipiertes Verlagsprogramm stellte Karl Auferbauer 1948 in der von der KPÖ



Opferausweis von Mathilde Auferbauer

herausgegebenen Kulturzeitschrift *Österreichischen Tagebuch* vor: „Der Arbeiter ist geistig beweglich und schlägt sich lieber mit einem Buch herum, als dass er etwas Nichtssagendes läse; man kann, ja man muss für diese Leserschaft etwas wagen, sie interessiert sich neben ihrer eigenen Welt, der Industrie, dem Bergbau und den Bergen, auch für Erziehung, soziale Probleme und Geschichte. Ich sah also die Möglichkeit, aus der materiellen Not unserer Zeit die meines Erachtens einzig richtige Folgerung zu ziehen: das, was an Quantität (Seitenzahl, Papierqualität, Einband) abgehen muss, durch Qualität zu ersetzen, d.h. wenige, aber gute Bücher, mitunter auch Bücher geringen Umfangs, herauszubringen. [...] Ich habe trotz mancher Enttäuschung an meinem literarischen Programm festgehalten und werde auch dieses Jahr wenig, aber ausschließlich Wertvolles produzieren; soferne man nicht in den Wolken schwebt, kann man auch davon leben. Einer Novelle von Adelbert Muhr wird der Roman einer jungen, in Palästina lebenden Österreicherin folgen“ – es dürfte sich dabei um die Kinder- und Jugendbuchautorin Mira Lobe handeln. „Weiter plane ich einen Eisenhüttenroman, ebenfalls eines neuen Österreichers, und – wenn das Papier reicht – die Neuauflage des Romans ‚Blaue Donau, ade!‘, den die ausgezeichnete Wiener Schriftstellerin Herta Staub eben für diesen Zweck bearbeitet und der mir heute aktueller zu sein scheint als jemals.“⁴²

Mit Ausnahme des Romans „Der eiserne Berg“ des Leobner Autors Walter Scheucher erschien 1948 aber keines der hier genannten Bücher mehr. Die Krise

im Buchhandel hatte auch den *Karl Auferbauer Verlag* erfasst, weshalb Mathilde Auferbauer Ende des Jahres 1948 um eine Opferrente ansuchte, da – wie sie angab – sich die Lage im Buchhandel so verschlechtert hat, dass ihr Mann nicht mehr in der Lage ist, den Haushalt aufrecht zu erhalten.⁴³ Der Verlag wurde daher 1948 stillgelegt, und Karl Auferbauer versuchte zumindest seine Verlags-, Sortiments- und Antiquariatsbuchhandlung weiter zu betreiben.⁴⁴ Doch auch dies gelang letztlich nicht: 1952 stieg die Firma Leykam als Teilhaberin in den Buchhandel ein und übernahm schließlich alle geschäftlichen Verpflichtungen. Ab 1955 war Auferbauer auch nicht mehr in seiner ehemaligen Buchhandlung in Leoben beschäftigt, sondern bis zu seiner Pensionierung in der Leykam-Zentrale in Graz. Karl Auferbauer starb am 7. Juni 1988, und Mathilde fünf Jahre später am 3. Jänner 1993.

Anmerkungen:

1/ ZPA der KPÖ, Karl Auferbauer an das Zentralkomitee der KPÖ, 21.7.1945.
 2/ Maria Filz: Die „Hitlerstraße“, in: *Obersteirische Tagblatt*, 1.7.1945; Luise Reiter: Mein Leidensweg ins Konzentrationslager, in: *Obersteirische Tagblatt*, 8.6. und 9.6.1945.
 3/ Christian Neissl: Die Wehrpolitik der Sozialdemokratie im Spiegel ihrer Parteiprogramme von 1945 bis zum Ende des Kalten Krieges. Diplomarbeit Universität Wien 2008, S. 17–24.
 4/ Die Gründung des ASKÖ Ortskartells, in: *Arbeiterwille*, 8.1.1927.
 5/ ZPA der KPÖ, Karl Auferbauer: Lebenslauf, o.D. [1945]. Wenn nicht anders angegeben, so basieren die biografischen Angaben auf diesem Lebenslauf.
 6/ Franz Walcher: So arbeiten die Leobner Roten Spieler, in: *Die Politische Bühne*, Nr. 5/6 (1933), S. 98f; Auch das gibt es!, in: *Die Politische Bühne*, Nr. 2 (1933), S. 46f; *Arbeiterwille*, 15.1.1933. Allgemein dazu: Susanne Eiselt-Weltmann: Das „Politische Kabarett“ und die „Roten Spieler“. Agitation und Propaganda der österreichischen Sozialdemokratie 1926–1934. Dissertation Universität Wien 1987, S. 172–175.
 7/ ZPA der KPÖ, Auferbauer: Lebenslauf.
 8/ RGASPI 495/80/381/75f., Berichte des ZK über die Lage der SP, Oktober 1933 (Kopie in DÖW 51.611/4); Barry McLoughlin: Die Partei, in: ders./Hannes Leidinger/Verena Moritz: Kommunismus in Österreich 1918–1938. Innsbruck, Wien, Bozen 2009, S. 259–369, hier S. 307.
 9/ Hans-Peter Weingand: Die KPÖ und der Februar 1934. Mit den internen Berichten der KP-Bezirksgruppen und Karten des Bundesheeres. Graz 2020.
 10/ Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), BKA, Stmk 22/1937 II, Fol 1-500, hier 337,

Sicherheitsdirektor Steiermark an das Bundeskanzleramt, 4.12.1937.

11/ Brigitte Kaltenecker: Anna Cadia. Die rote Fürsorgerin von Leoben, in: Frauenreferat der KPÖ (Hg.): Frauen der KPÖ. Gespräche und Porträts. Wien 1989, S. 55–61.

12/ DÖW 50.104/209, Mathilde Auferbauer: Abschrift eines Tonbands, März 1987.

13/ StLA, OF 31-38/1992 (Mathilde Auferbauer), Landesgerichtliches Gefangenenhaus Leoben, Haftbestätigung für Mathilde Macher, 8.11.1952.

14/ Josef Martin Presterl: Im Schatten des Hochschwab. Skizzen aus dem steirischen Widerstand, hg. und eingeleitet von Heimo Halbrainer und Karl Wimmeler. Graz 2010, S. 22f.

15/ DÖW 901, Mathilde Auferbauer: Frauenarbeit in Obersteiermark, o.D. [vor 1963]. Auch abgedruckt in: Widerstand und Verfolgung in der Steiermark. ArbeiterInnenbewegung und PartisanInnen 1938–1945, hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Graz 2019, S. 519f.

16/ StLA, Reichsstatthalter, RSt 537/30/1942, Leoben, kommunistische Schmieraktion. Fernschreiben Sigfried Uiberreither an Erwin Rösener, 2.12.1942.

17/ DÖW 21.062/34, Nachtragsanklage des Reichskriegsanwalts gegen Johann König und Richard Götzinger, 10.3.1942.

18/ Aufruf zur Bildung der Freiheitsfront. (Im Sender „Freies Österreich“, am 22. und 23. Oktober 1942). Abgedruckt in: Die KPÖ im Kampf für Unabhängigkeit, Demokratie und sozialistische Perspektive. Sammelband. Wien 1978, S. 133–138.

19/ Mile Pavlin: Die Vorgeschichte der Partisanengruppe Leoben-Donawitz, in: *Vestnik Koroških Partizanov*, Nr. 1–2/1988, S. 23–28.

20/ Siehe dazu: Werner Anzenberger: Partisanen: Militärischer Widerstand an der Eisenstraße, in: ders./Christian Ehetreiber/Heimo Halbrainer (Hg.): Die Eisenstraße 1938–1945, S. 123–169; Heimo Halbrainer: Sepp Filz und seine Zeit. Ein Donawitzer Arbeiter auf der Walz, im Widerstand und beim Wiederaufbau. Diplomarbeit Universität Graz 1993; Max Muchitsch: Die Rote Stafette. Vom Triglav zum Hochschwab. Wien 1985; ders., Die Partisanengruppe Leoben-Donawitz. Wien, Frankfurt/M., Zürich 1966 (Monographien zur Zeitgeschichte. Schriftenreihe des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes).

21/ DÖW 901, Auferbauer: Frauenarbeit.

22/ Christl Wagner: „Bersch“, in: Muchitsch: Die Rote Stafette, S. 353–358.

23/ Siehe DÖW 21.062/85c, Feldurteil des Reichskriegsgerichts gegen Johann Bachler u.a., 21.12.1944; Feldurteil gegen Franz Haslinger u.a., 5.3.1945.

24/ Zit. nach DÖW 21.062/85a, Anklageschrift des Oberreichskriegsanwalts gegen Franz Haslinger und Johann Fürst, 2.1.1945.

25/ Heimo Halbrainer: Widerstand und Verrat – Die Unterwanderung des steirischen Widerstands durch V-Leute der Gestapo, in: Margit Franz u.a. (Hg.): Mapping contemporary history. Zeitgeschichten im Diskurs. Wien, Köln, Weimar 2008, S. 321–349.

26/ DÖW 901, Auferbauer: Frauenarbeit.

27/ Redigierte Abschrift des Interviews mit Mathilde Auferbauer für das Buch: Karin Berger u.a. (Hg.): „Ich geb Dir einen Mantel, daß Du ihn noch in Freiheit tragen kannst.“ Widerstehen im KZ. Österreichische Frauen erzählen. Wien 1987. Hier findet sich ein Auszug aus dem Interview: Mathilde Auferbauer: Steh auf und geh (S. 207–210). Das Transkript des Interviews wurde mir dankenswerterweise von Karin Berger und Elisabeth Holzinger zur Verfügung gestellt.

28/ DÖW 4846, Mathilde Auferbauer: Mein Bericht über Ravensbrück, ca. 1950.

29/ Ein Brief an die ÖVS, in: *Mitteilungsblatt der Österreichischen Vereinigung in Schweden*, Juni 1945, S. 6.

30/ Kaltenecker: Anna Cadia, S. 60.

31/ DÖW 4846, Auferbauer: Ravensbrück.

32/ Heimo Halbrainer: Sepp Filz: Widerstand, Befreiung und Wiederaufbau 1945, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 22. Jg. (2015), Nr. 2, S. 24–26.

33/ Heimo Halbrainer: „Im Freiheitskomitee ist nicht gefragt worden, welcher Parteirichtung der einzelne angehört“ – Die Volksfrontkonzeption in der Praxis am Beispiel der Österreichischen Freiheitsfront in Leoben 1945, in: Claudia Kuretsidis-Haider/Manfred Mugrauer (Hg.): Geschichtsschreibung als herrschaftskritische Aufgabe. Beiträge zur ArbeiterInnenbewegung, Justizgeschichte und österreichischen Geschichte im 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Hautmann zum 70. Geburtstag. Innsbruck, Wien, Bozen 2013, S. 181–198.

34/ ZPA der KPÖ, Zentralkomitee der KPÖ an Karl Auferbauer, 3.8.1945.

35/ Interview mit Mathilde Auferbauer.

36/ Ebd.

37/ Andrea Strutz: Wieder gut gemacht? Opferfürsorge in Österreich am Beispiel der Steiermark. Wien 2006.

38/ StLA, OF 31-38/1992, Mathilde Auferbauer: Fragebogen für den Landesverband ehemals politisch Verfolgter, 14.11.1946.

39/ Ebd., Mathilde Auferbauer: Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens, 10.7.1954.

40/ Ebd., Landeskrankenhaus Leoben an die Opferfürsorge der Steiermärkischen Landesregierung, 3.10.1952.

41/ Ebd., Mathilde Auferbauer an die KZ-Betreuungsstelle, 7.1.1954.

42/ Karl Auferbauer: Ein Verlagsprogramm aus Leoben, in: *Österreichisches Tagebuch*, 5.3.1948.

43/ StLA, OF 31-38/1992, Mathilde Auferbauer an Bezirkshauptmannschaft Leoben, 12.5.1949.

44/ Konzessionsverleihungen, in: *Österreichische Buchhändler-Correspondenz*, Nr. 1/1947, S. 7.

Max Maetz: Weilling Land und Leute

HELMUT RIZY

Im Jahr 1972 erschien in der *Eremiten-Presse*, einem in Düsseldorf beheimateten Verlag, von dem man wusste, dass er nur weitgehend unbekannte Autorinnen und Autoren publizierte, ein Roman in zwei Bänden mit dem Titel „Weilling Land und Leute“, worüber noch groß in Fraktur „Bauernroman“ prangte. Und auch der Name des Autors – Max Maetz –, von dem man noch nie gehört hatte, verlockte vorerst wohl kaum, nach dem Roman zu greifen.

Eingeweihte entsannen sich möglicherweise des Namens, denn das erste Kapitel des Romans „Einmal auf der Frankfurter Buchmesse sein“ war zwei Jahre zuvor in der von Otto Breicha geleiteten Literaturzeitschrift PROTO-KOLLE erschienen. War das nicht dieser irre Bauer aus der Umgebung von Linz, der seine Texte nicht nur in strenger Kleinschreibung verfasste – damals geradezu revolutionär –, sondern darüber hinaus auch keinerlei Satzzeichen verwendete – alles ohne Punkt und Komma.

Der Roman erntete neben euphorischen Rezensionen auch Verrisse; manchen war die Geschichte des Bauernichters und seines Romans vertraut – und andere konnten und wollten diese nicht vergessen. Nun also lagen die Texte, die im Jahr zuvor in Oberösterreich und darüber hinaus sowohl für Furore und dann auch für Furor gesorgt hatten, in gebundener Form vor. Und man erfuhr, wer dieser Max Maetz ist, oder doch eigentlich war: „Geboren 1945 bei Asten (Oberösterreich) auf der Flucht vor dem Krieg. Landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter, Traktorist, Agronom. Vorliebe für Dirndln (Mädchen), Wein, Kultur und Agrikultur. Geheime Verbindungen zu Oberweltkriminellen und Untergrundkünstlern. Erste Schreiarbeit: Geschichten aus der Heimat, ein etwa 120 Seiten starker ‚Roman‘ mit dem Titel: Bauernroman, Weilling Land und Leute. Lebt auf dem Land nahe Linz. Erste Schreibversuche wurden angeregt durch die Bekanntschaft mit Koller, Ringel und Prießnitz. Seit 1970 verheiratet mit Katharina Dirngruber und durch sie Großbauer.“

Manchem und mancher half das nicht weiter. Also mussten er oder sie in den Roman hineinlesen, um vielleicht zu erfahren, weshalb sich um den Roman verschiedene Gerüchte rankten, von denen davor aber zumeist immer nur Bruch-

stücke auftauchten, und ungefähr so zusammenhängend waren wie Max Maetzens Texte, die allerdings eine Sogwirkung erzeugten, gerade weil der Autor auf Teufel komm raus dahinschwanderte, vom Hundersten ins Tausendste kam, um schließlich beim Zehnten oder überhaupt beim Ersten zu landen. Man musste weiterlesen, denn so ungelent manches auf den ersten Blick daherkam, so entpuppte es sich insgesamt doch als sehr gelenk. Und es hatte Witz, auch wenn sich gelegentlich beim Lesen die Haare sträubten. Wenn da etwa gleich zu Beginn die Rede vom Todesmarsch der ungarischen Juden die Rede ist:

mein vater hat ein ende gehabt wie es im buche steht | er hat neunzehnhundertfünfundvierzig einen zug von gefangenen | angeblich einen endlosen | zu fuß begleitet von melk und mauthausen bis nach ebensee | oder hätte begleiten sollen | aber der weg ward ihm zu lang | er hat auch | wie mutter sagte | das elend nicht mehr mit ansehen können den hunger die fußkrankheiten die vielen toten die straße entlang weil sie umfielen wie die fliegen | und erschossen wurde wer nicht weiter konnte

der bauer sagt | bei dem ich arbeite | das waren alles verbrecher aus konzentrationslagern die keinen herrgott kannten | und mein vater hat die truppe ohne recht verlassen | und recht geschah ihm | er wollte in den wald | bei sankt florian haben ihn die leute vom eigruber gestellt und auf einem baum am halse aufgehängt bis er tot war | und noch länger schon gestunken hat | und ich schäme mich meines vaters der ein landesverräter und ein hochverräter war am deutschen volk und der sich geweigert hat gefangene zu

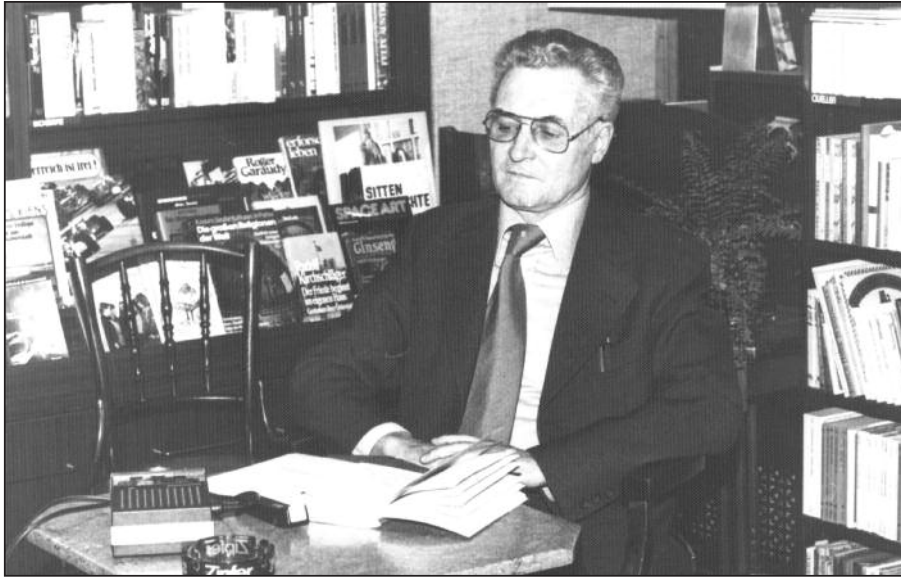
Abrupte Unterbrechungen mitten im Satz, der ohnehin keiner sein soll, ist das eine, und man mag sich mit der Zeit gefragt haben: Unbedarftheit oder Stilmittel? Aber es war doch nur eine kleine Facette in einer viel größeren Geschichte, die in ihrer Gesamtheit möglicherweise manche DDR-Bürger eher mitbekamen als viele von Max Maetzens Landsleuten.

1977 erschien in der *Edition Leipzig* ein Buch mit dem Titel „Über Wien nach Österreich“ mit einem Kapitel „BRUCKNER BRUDER DER FELDER oder: die kurzen nützlichen Leben des

Max Maetz“. Autor war der DDR-Schriftsteller und Journalist Konrad Schmidt, der in Linz mit seinem Kollegen Franz Kain zusammentraf, der ihn nach einem langen nächtlichen Gespräch, in dem Schmidt zugeben musste, nichts über Max Maetz zu wissen, anderntags mit dem „Entdecker, Mentor und nunmehrigen Nachlaßpfleger“ des Max Maetz, dem Schriftsteller Karl Wiesinger bekannt machte.

Dieser zeigte ihm eine Mappe mit Originalen und Durchschlägen der Korrespondenz des Max Maetz mit Zeitschriften und Verlagen, Plakate für Lesungen, Rezensionen und Polemiken, Mitteilungen über erhaltene literarische Preise, einige Fotos, die gedruckte Todesanzeige, eine Meldung der *Oberösterreichischen Landeskorrespondenz* über den tödlichen Unfall des Ökonomierates Max Maetz, Auszüge einer Sendung von RIAS Berlin, Fotokopien von Übersetzungen ins Amerikanische, Verlagsabrechnungen über gezahlte Honorare und viele handschriftliche Notizen. Und Wiesinger schlug vor, zum Bauernhof des Max Maetz zu fahren, was dann auch geschah, wie Konrad Schmidt schrieb: „Zehn Minuten später saßen wir in den Autos und schlängelten uns durch das vormittägliche Verkehrschaos in Richtung südwestlicher Stadtrand. Karl in seinem 2 CV an der Spitze fuhr so artistisch, daß ich Mühe hatte mit meinem Trabant den Anschluß nicht zu verlieren.“

Nachdem sie selbstverständlich im Bauernhof niemand vorgefunden hatten, da die Kadi Maetz ja bei einem Auto-unfall umgekommen war und der Max mit dem Traktor auf dem Feld tödlich verunglückt war, wurde der DDRler schließlich im Wirtshaus mit dem so tragisch ums Leben gekommenen Schriftsteller und seinem Werk ausführlich vertraut gemacht. Da war dann die Rede von der geradezu historischen Lesung vom 12. März 1971, zu der Plakate in ganz Linz eingeladen hatten. Zuerst las Waltraud Seidlhofer, doch als sie endete, war Max Maetz noch immer nicht aufgetaucht. Glücklicherweise hatte Karl Wiesinger den Schauspieler Reinhard Ablinger gebeten, gegebenenfalls einzuspringen. Dieser las dann auch zwei der Texte von Max Maetz, doch zuvor leitete Wiesinger noch ein, wobei er vermerkte: „Max Maetz ist ein Findling in des Wor-



Karl Wiesinger narrete als „Max Maetz“ den Literaturbetrieb

tes wahrstem Sinn. Ein ‚ararischer Blog‘, wie er sagen würde. Und wer ihn mit seinen klobigen Bauernhänden auf der winzigen Adler-Schreibmaschine seine Geschichten hat tippen sehen, der vergißt das nie wieder. Das ist etwa umgekehrt wie ein André Gide oder Jean Cocteau im Steinbruch. Doch gab’s für die beiden keinen Steinbruch. Max Maetz und die kleine Schreibmaschine aber gibt es.“

Zwei Tage später konnte man unter dem Titel „Max Maetz: Großbauer und Dichter“ in der *Kronen-Zeitung* lesen: „Den Höhepunkt erreichte die Veranstaltung, als R. Ablinger Ausschnitte der ersten literarischen Arbeiten von Max Maetz vortrug.“ Und: „Der Charme seiner Prosatexte liegt in dem urwüchsigen, humorvollen und faszinierenden naiven Stil, mit dem er – nicht ohne Bosheit kritisiert und erzählt.“ Maetz sei ein „Naturdialektiker“, hieß es da schließlich. Das *Tagblatt* stellte fest, dass in Maetz’ „Nai-vität“ „Humor und Ironie und große Kenntnis der Schwächen der Mitmenschen“ steckten. „Schonungslos werden mit feiner Bosheit Auswüchse unserer Zeit aufgezeigt.“

Max Maetz konnte sich allerdings seines Ruhms nur wenige Monate erfreuen. Im Juli schrieb Peter Kraft in den *Oberösterreichischen Nachrichten* in Bezug auf den Bauerndichter: „Sollte Karl Wiesinger selbst der Verfasser dieser Weillinger Geschichten und der geistige Vater ihres Autors, also mithin sein eigener Großvater sein, dann hat er immerhin die zeitweise recht monotone Literaturszene Oberösterreichs ein wenig belebt. Es lebe deshalb das Pseudonym und es lebe die Mystifikation!“

Und so ereignete sich dann eben im November der tödliche Unfall, den sogar

die *Oberösterreichische Landeskorrespondenz* vermeldete. Ein Reporter vom *Volksblatt* fuhr im schwarzen Anzug mit Blumenstrauß zum „Begräbnis“ auf den Weillinger Friedhof. Anderen war allerdings schon über den kleinen Kreis von Mitspielenden hinaus klar, dass sie einem Streich aufgesessen waren. Bitterbörs reagierten nur die Gefoppten in der Boulevardpresse; da war von einem „Gipfel-punkt der Gewissenlosigkeit“ die Rede.

Mit der Veröffentlichung der Max Maetz-Texte in der *Eremiten-Presse* erlebte der Autor schließlich noch eine Auferstehung in der BRD, und St. Florian wurde zeitweilig sogar zu einem literarischen Wallfahrtsort.

Nach Karl Wiesingers Tod schrieb Franz Kain: „Dieser merkwürdige Großbauernroman ist ja eine Provokation in vielerlei Hinsicht, eine Rache für erlittene Unbill in der Anerkennung eines eigenwilligen Literaten. Er war ein von Literaturpäpsten Verfolgter und, nennen wir das Kind beim Namen, ein politisch Verfolgter. Jetzt werd ich euch einmal gründlich hinters Licht führen, ihr Klugscheißer und Speichellecker im Gewand der Literaturrichter; das war sein Ansporn.“

Dank der Neuauflage durch den *Promedia-Verlag* ist Max Maetz’ Bauernroman „Weiling Land und Leute“ nach langem wieder erhältlich. In einem Nachwort zeichnet Helmut Neundlinger, der sich schon zuvor um die Wiederveröffentlichung von Werken Karl Wiesingers verdient gemacht hat, dessen Arbeit am Bauernroman auch anhand von Wiesingers Tagebuch-Eintragungen nach.

Max Maetz: Bauernroman. Weiling Land und Leute. Wien: Promedia 2019, 160 S., 19,90 Euro

Hans Klamper (1921–2020)

Hans Klamper wurde am 19. Mai 1921 in Wien geboren, wo er das Akademische Gymnasium besuchte. 1938 nach dem „Anschluss“ Österreichs aufgrund seines jüdischen Hintergrunds der Schule verwiesen, gelang ihm im April 1939 die Ausreise nach London, wo er eine Lehre als Automechaniker begann und sich in der Exilorganisation *Young Austria* engagierte. Im Mai 1940 wurde er für 20 Monate auf der Isle of Man und in Kanada interniert. 1942 trat Klamper dem Kommunistischen Jugendverband bei und setzte seine Aktivitäten für *Young Austria*, auch als Leitungsmitglied, fort. Am 29. Juli 1943 heiratete er in Birmingham Margarete Donnebaum, die ebenso bei *Young*



Hans und Grete Klamper im englischen Exil (1944) (Young Austria-Doku 2014)

Austria engagiert war. 1943 meldete sich Hans Klamper als Freiwilliger zur britischen Armee, um am Kampf gegen Hitlerdeutschland teilzunehmen. Über Belgien, die Niederlande und Deutschland kam er im Mai 1946 als Soldat nach Österreich zurück.

Hans Klamper war in weiterer Folge im Wirtschaftsapparat der KPÖ tätig. Bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1983 arbeitete er als Geschäftsführer des Speditionsunternehmens *Express*, in das er im September 1947 eingetreten war. Klamper starb am 5. März in Wien. Unser Mitgefühl gilt seiner Frau Grete und seiner Familie.

„Ein Buch in frischem Pink“ – oder: Wie man eine Biografie nicht schreiben sollte

Anmerkungen zur Studie von Mona Horncastle über Margarete Schütte-Lihotzky

MARCEL BOIS

Für einige Tage stand Margarete Schütte-Lihotzky (1897–2000) wieder in der Öffentlichkeit. Als sich am 18. Jänner dieses Jahres ihr Todestag zum 20. Mal jährte, erinnerten Radio, Fernsehen und Printmedien umfangreich an die Architektin. Das Wien Museum veranstaltete einen „Abend für Margarete Schütte-Lihotzky“ mit Lesungen und Musik, zu dem 300 Gäste erschienen. Und im Vorfeld des Jahrestags wurden gleich mehrere Bücher zu Leben und Werk der Wienerin veröffentlicht.¹ Sogar ein Bastelbogen zur „Frankfurter Küche“ ist kürzlich erschienen. Hier lässt sich nun Schütte-Lihotzkys berühmtestes Werk auf einer Fläche von 9 x 18 cm mit Papier und Pappe für den heimischen Gebrauch nachbauen.² Weitere Arbeiten sind angekündigt.³

Unter den neuen Büchern befindet sich auch ein Band der deutschen Autorin Mona Horncastle mit dem vielversprechenden Titel „Margarete Schütte-Lihotzky. Architektin. Widerstandskämpferin. Aktivistin“. In der Presse ist die Publikation bisher weitgehend positiv besprochen worden.⁴ „Ein Buch in frischem Pink, mit Leichtigkeit geschrieben“, hieß es im *Standard*. Horncastle habe einen „gut recherchierten biografischen Abriss“ abgeliefert, notierte unterdessen Matthias Dusini im *Falter*. „Eine neue Biografie, die alle Lebensaspekte der in Österreich lang ignorierten Architektin erfasst, alle Wege und Irrwege, war längst fällig“, schrieb Günther Haller in der *Presse*. „Die Kunsthistorikerin und Klimt-Biografin Mona Horncastle hat sie nun vorgelegt.“⁵ Das lässt aufhorchen. Denn bis heute gestaltet sich die Rezeption von Schütte-Lihotzkys Leben sehr einseitig. Außerhalb Österreichs ist die Architektin ohnehin nur in Fachkreisen bekannt. Doch selbst in ihrer Heimat, wo sie durchaus eine prominente Figur ist, beschränkt sich die Zuschreibung auf wenige Felder: Schütte-Lihotzky gilt als die erste Architektin ihres Landes, als Erfinderin der „Frankfurter Küche“ und als Heldin des Widerstands gegen die Nazi-Diktatur.

Diese Schiefelage spiegelt sich auch in der bisherigen wissenschaftlichen Be-

schäftigung wider: Obwohl die Wienerin bis kurz vor ihrem Tod aktiv war, zuletzt vor allem als mahnende Zeitzeugin, liegt der Schwerpunkt der Forschung auf ihrer ersten Lebenshälfte – und hier wiederum vor allem auf drei relativ kurzen Phasen: ihren ersten Berufsjahren im Roten Wien (1920–1925), der Tätigkeit für das Neue Frankfurt (1926–1930) und ihrer Widerstands- und Gefängniszeit (1940–1945). Wenig Beachtung fanden hingegen bislang wichtige Epochen wie Schütte-Lihotzkys Aufenthalt in der Sowjetunion (1930–1937), das französische Exil (1937/38), ihre Tätigkeit in der DDR (1966) und ihr politisches Engagement in der Nachkriegszeit, etwa als Vorsitzende des KPÖ-nahen *Bunds demokratischer Frauen Österreichs*.⁶

Diese einseitige Rezeption resultiert zum Teil auch daraus, wie Schütte-Lihotzkys eigene „life narratives“ angelegt sind. Denn sie umfassen genau jene Jahre, die nun auch öffentlich rezipiert werden: So behandelt ihr 1985 veröffentlichtes Buch „Erinnerungen aus dem Widerstand“ die Jahre 1938–1945, der posthum erschienene Band „Warum ich Architektin wurde“ konzentriert sich auf die Zeit von 1915 bis 1930.⁷

Die Aufgabe einer zeitgemäßen Forschung zum Leben und Werk Schütte-Lihotzkys wäre es also, sich von diesen zeitlichen Schwerpunkten zu lösen und stattdessen weniger bekannte Phasen in den Blick zu nehmen. Zudem könnte sie neue Fragen stellen – etwa nach der Verortung der Architektin in politischen und beruflichen Netzwerken oder danach, unter welchen Bedingungen ihre „Wiederentdeckung“ in den 1980er Jahren vonstattenging, nachdem sie mehrere Jahrzehnte lang als Kommunistin, Widerstandskämpferin und Frau gesellschaftlich ausgegrenzt worden war.

Zur Beantwortung dieser Fragen wäre unter anderem eine kritische Reflexion von Schütte-Lihotzkys Erinnerungstexten notwendig. Zurecht hat Bernadette Reinhold kürzlich auf den konstruierten Charakter von „Warum ich Architektin wurde“ hingewiesen. Das Buch folge „einer klaren, chronologischen Struktur, die dem literarischen Äquivalent des Bil-

dungsromans entspricht, eingebettet in teils ausführliche historische Kontexte“. Bei der Lektüre von Schütte-Lihotzkys Erinnerungen seien daher „die Faktoren der Subjektivität und schlicht der ‚Differenz zwischen zwei Zeitebenen, der Abfassungszeit und des beschriebenen Aktes oder Seelenzustands‘, einzukalkulieren“.⁸

Um es vorweg zu nehmen: die Quellen kritisch lesen, andere Fragen stellen und neue Perspektiven einnehmen – all das erfüllt Horncastles Buch nicht. Zwar gehört zu den wenigen positiven Aspekten, dass die Autorin sowohl Schütte-Lihotzkys politisches Engagement in der Nachkriegszeit als auch ihren verspäteten Ruhm thematisiert. Zudem ist lobend hervorzuheben, dass die „bekennende Sprachfetischistin“ (S. 287) ihr Handwerk versteht: Der Band ist gefällig geschrieben. Im historischen Präsens verfasst und mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet lässt er sich gut konsumieren. Leserinnen und Lesern, die sich bislang nicht mit dem Leben der Architektin auseinandergesetzt haben, bietet er zweifellos einen guten Einstieg. Doch ansonsten ist diese Publikation in vielerlei Hinsicht problematisch.

Selbstbewusst nennt die Autorin ihr Werk im Untertitel „Die Biografie“. Tatsächlich liegt trotz der umfangreichen Literatur, die seit den 1990er Jahren erschienen ist, noch keine monografische Schrift zum Leben der Architektin vor. Insofern leistet Horncastle hier Pionierarbeit. Doch den Ansprüchen an eine zeitgemäße Biografik wird ihr Buch keineswegs gerecht. Nur selten gelingt es der Autorin, sich von den Selbstbeschreibungen Schütte-Lihotzkys zu lösen. Stattdessen gibt sie unkritisch zahlreiche der altbekannten Anekdoten wieder. Wenn Horncastle zudem schreibt, Schütte-Lihotzky sei bereits „von früher Jugend an mit drei zentralen Fragen konfrontiert, die [...] in ihrem Leben eine zentrale Rolle spielen werden“ (nämlich der Demokratiefrage, der sozialen Frage und der Frauenfrage), dann macht sie genau das, wovor Pierre Bourdieu Autorinnen und Autoren warnte – nämlich der „biografischen Illusion“ zu verfallen und eine Lebensgeschichte als logische und



Margarete Schütte-Lihotzky (1937)

zielgerichtete Abfolge von Ereignissen erscheinen zu lassen.

Durch den umfangreichen Anmerkungsapparat und ein häufiges Rekurren auf den Nachlass Schütte-Lihotzkys an der Universität für angewandte Kunst erweckt Horncastle den Anschein, ihr Buch sei das Produkt eines intensiven Quellenstudiums. Doch beim genaueren Hinsehen wird deutlich, dass dies keineswegs der Fall ist. Dokumente zum Leben und Werk von Margarete Schütte-Lihotzky befinden sich weit verteilt in Archiven Österreichs und des Auslands. Soweit es sich nachvollziehen lässt, hat Horncastle die allermeisten davon nicht besucht. Wenn sie Verweise auf Archivbestände macht, hat es oftmals den Anschein, als hätte sie diese ungeprüft aus der Sekundärliteratur übernommen. Selbst den umfangreichen Wiener Nachlass hat sie offenbar nur sehr selektiv gesichtet. Anders lässt sich beispielsweise nicht die Behauptung erklären, dass es „keine schriftlichen Zeugnisse oder tiefergehende mündliche Äußerungen von Margarete Schütte-Lihotzky oder ihrem Mann zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen“ in der Sowjetunion gäbe (S. 95). Denn im Archiv der Angewandten finden sich durchaus Texte über diese Zeit. Auch zu der Behauptung, dass über Schütte-Lihotzkys späteren Lebensgefährten Hans Wetzler (1905–1983) „wenig mehr bekannt ist, als dass er als Übersetzer arbeitet“ (S. 212), kann nur jemand kommen, der die zwei Archivboxen im Nachlass ignoriert, in denen sich ein umfassender Briefwechsel zwischen den beiden befindet.⁹

Die wenigen Stellen, an denen Horncastle eigene Archivstudien getätigt hat, zählen zweifellos zu den stärkeren ihres

Buches. Dies gilt etwa für die Darstellung der Reise zu Bruno Taut in Japan (1934) oder auch für den Teil über die späte Sowjetzeit. In beiden Fällen bezieht sich die Autorin auf Briefe und Postkarten von Schütte-Lihotzky an ihre Schwester Adele Hanakam. Überaus spannend zu lesen sind auch jene knapp dreißig Seiten, auf denen Horncastle ihre eigene Erzählung unterbricht und stattdessen die Briefe dokumentiert, die Margarete aus dem Wiener Gefängnis an Adele und an Wilhelm geschickt hat (S. 154–185). Doch selbst hier bleibt ein Beigeschmack: Warum veröffentlicht sie ausgerechnet diese Briefe – obwohl ein Dokumentenband genau hierzu angekündigt ist? Horncastle war sich dessen bewusst, schließlich weist sie in ihrem Buch auf diesen Band hin.

Womit wir bei einem nächsten Problem des Buches wären: An mehreren Stellen übernimmt Horncastle Gedanken von anderen Autorinnen und Autoren – ohne dabei auf deren Urheberschaft hinzuweisen. Das Prinzip ist dabei immer dasselbe: Den Ursprung wörtlicher Zitate, die sie aus Fremdtexen „klaubt“, belegt sie in den Anmerkungen. Woher aber die dazugehörigen Kontexte und Thesen stammen, gibt sie nicht an. Um es nur an drei Beispielen zu belegen: Einige Fakten zur Entstehungsgeschichte des Frankfurter Hochbauamts hat Horncastle ohne Nachweis aus einem Aufsatz von Renate Allmayer-Beck übernommen. Hier verrät sie sich, weil sie auch eine dort zitierte Aussage des Frankfurter Oberbürgermeisters Ludwig Landmann wiedergibt – und dabei den von dort stammenden unvollständigen Quellenverweis (in leicht abgewandelter Form) ebenfalls verwendet (S. 52). Derweil stammt der Abschnitt zu Schütte-Lihotzkys Aufenthalt in Sofia (S. 209) sinngemäß aus einem Text von Christine Zwinkl. Auch hier fehlt ein entsprechender Verweis. Zudem basieren große Teile der Darstellung von Schütte-Lihotzkys politischer Tätigkeit (S. 210, 214f., 220 und 242–244) auf einem Aufsatz des Rezensenten. Zum Teil übernimmt sie hier fast wörtlich die Gedanken. Doch abgesehen von einer Stelle verzichtete Horncastle auch hier darauf, deren Urheber zu benennen.¹⁰ Man ist geneigt, Teile dessen, was sie hier vorgelegt hat, als Plagiat zu bezeichnen.

Horncastles Methode, sich vor allem auf vorhandene Veröffentlichungen zu stützen, erklärt auch das seltsame Ungleichgewicht ihres Buches: Der weitgehend gut erforschten Zeit bis 1945

widmet sie den allergrößten Teil ihres Textkorpus, nämlich fast zweihundert Seiten. Anschließend handelt sie die restlichen 55 Lebensjahre – immerhin mehr als die Hälfte von Schütte-Lihotzkys Leben – auf gerade mal vierzig Seiten ab. Davon entfallen wiederum mehr als ein Drittel auf eine China-Reise, zu der bereits eine umfangreiche Dokumentation vorliegt.¹¹ Die bestehenden Forschungslücken versucht Horncastle gar nicht erst zu schließen.

Angesichts dieser haarsträubenden Herangehensweise fallen zahlreiche kleinere inhaltliche Fehler fast gar nicht mehr ins Gewicht: So hieß die Sozialdemokratische Partei Deutschösterreichs (SDAP) weder 1923 (S. 54) noch 1927 (S. 120) SPÖ, sondern erst seit 1945. Der Schweizer Hans Schmidt war kein „Bauhaus-Architekt“ (S. 81) und Ludwig Landmann keineswegs ein „liberaler Sozialdemokrat“ (S. 57), sondern Mitglied der DDP. Und 1919 existierte mit Sicherheit kein „Parteiprogramm der KPdSU“ (S. 83). Denn die SU, also die Sowjetunion, wurde erst 1922 gegründet, die Kommunistische Partei des Landes erst 1952 in KPdSU umbenannt. Darüber hinaus übernahm Schütte-Lihotzky Anfang 1932 sicherlich nicht die „Bauleitung in Magnitogorsk“ (S. 88) – und sie war auch nicht die „erste weibliche Architekturstudentin in Österreich“ (S. 7), sondern lediglich eine der ersten.

Hinzu kommen einige fehlerhaft beschriftete Bilder. So ist auf dem Foto der Kollegen aus dem Frankfurter Hochbauamt (S. 51) nicht wie behauptet Wilhelm Schütte zu sehen und der „Fünfte von links“ auf dem Gruppenbild der „Brigade May“ (S. 79) ist nicht Ernst May (der sich überhaupt nicht auf dem Bild befindet). Außerdem steht auf der Rückseite des Fotos, das die Architektin und Hans Wetzler zeigt, keineswegs „Schüti“ (S. 213) geschrieben, sondern „Schüli“ (als Abkürzung für Schütte-Lihotzky). Nicht zuletzt ist anzumerken, dass die Angaben in einzelnen Fußnoten unvollständig oder falsch sind (z.B. Anm. 16 und 216).

Jede einzelne dieser vielen Ungenauigkeiten ist für sich genommen verzeihlich. Doch in ihrer Häufung weisen sie auf ein wenig sorgfältiges Arbeiten hin. Es hat den Anschein, als sei es Mona Horncastle in erste Linie darum gegangen, ihr Buch pünktlich zum runden Todestag fertig zu bekommen, um die entsprechende mediale Aufmerksamkeit zu erhalten. Das ist ihr gelungen. Doch sie hat auch gezeitigt: Eine wissenschaftlichen

Standards entsprechende, kritische Biografie Margarete Schütte-Lihotzkys muss noch geschrieben werden.

Mona Horncastle: Margarete Schütte-Lihotzky. Architektin. Widerstandskämpferin. Aktivistin. Die Biografie. Mit einem Nachwort von Uta Graff. Wien: Molden Verlag 2019, 304 S., 28 Euro

Anmerkungen:

1/ So erschien beispielsweise eine Neuauflage von Schütte-Lihotzkys Memoiren: Margarete Schütte-Lihotzky: Warum ich Architektin wurde, hg. von Karin Zogmayer. Salzburg 2019 (2., aktualisierte Auflage), sowie ein Band über ihren Mann Wilhelm Schütte: ÖGFA – Österreichische Gesellschaft für Architektur/Ute Waditschatka (Hg.): Wilhelm Schütte, Architekt. Frankfurt – Moskau – Istanbul – Wien. Zürich 2019. Siehe hierzu die Sammelrezension, auf der auch vorliegender Text basiert: Marcel Bois: Das Architektenpaar Margarete Schütte-Lihotzky und Wilhelm Schütte, in: H-Soz-Kult, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-28133> [17.1.2020]. Siehe außerdem: Marcel Bois/Bernadette Reinhold (Hg.): Margarete Schütte-Lihotzky. Architektur. Politik. Geschlecht. Neue Perspektiven auf Leben und Werk. Basel 2019. Darüber hinaus sind zwei Bände erschienen, in denen Schütte-Lihotzky eine wichtige Rolle spielt: C. Julius Reinsberg: Das Neue Frankfurt: Exil und Remigration. Eine Großstadtutopie als kulturelles Transfertgut. Frankfurt/M. 2019; Monika Platzer: Kalter Krieg und Architektur. Beiträge zur Demokratisierung Österreichs, hg. von Architekturzentrum Wien. Zürich 2019.

2/ Susanne Scheffels: Die Frankfurter Küche – Bastelbogen. Frankfurt/M. 2019.

3/ Margarete Schütte-Lihotzky/Wilhelm Schütte: „Mach den Weg um Prinkipo, meine Gedanken werden Dich dabei begleiten!“. Der Gefängnis-Briefwechsel 1941–1945, hg. von Thomas Flierl (erscheint im September 2020). Ferner arbeitet Sophie Hochhäusl an einer englischen Übersetzung von Schütte-Lihotzkys „Erinnerungen aus dem Widerstand“.

4/ Eine der wenigen eher kritischen Rezensionen: Matthias Alexander: Ein sachlicher Blick auf die Welt, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14.1.2020.

5/ Von Küchen, Katzerln und Kindergärten, in: *Der Standard*, 11.1.2020 (hier der Beitrag von Wojciech Czaja); Matthias Dusini: Schrebergärten für die Neuen Menschen, in: *Falter*, Nr. 6, 7.2.2020; Günther Haller: „Ich bin keine Küche!“, in: *Die Presse*, 23.11.2019.

6/ Erste Einblicke in einige diese Phasen liefern folgende Aufsätze aus dem Band Bois/Reinhold (Hg.): Schütte-Lihotzky, u.a. Thomas Flierl: Margarete Schütte-Lihotzkys sowjetische Jahre (1930–1937) (S. 100–124); Carla Aßmann: Kon-

sequent modern? Margarete Schütte-Lihotzky als Beraterin der Deutschen Bauakademie in der DDR (S. 168–181); Karin Schneider: Über die Ordnung der Kochlöffel. Margarete Schütte-Lihotzky im Kontext frauenpolitischer Anordnungen der KPÖ zu Beginn der Zweiten Republik – eine Probebohrung (S. 268–283).

7/ Margarete Schütte-Lihotzky: Erinnerungen aus dem Widerstand 1938–1945, hg. von Chup Friemert. Hamburg 1985. Zeitgleich erschien das Buch auch in einem DDR-Verlag, später folgten mehrere Neuauflagen; Margarete Schütte-Lihotzky: Warum ich Architektin wurde, hg. von Karin Zogmayer. Salzburg 2004 (zur 2. Auflage siehe Anm. 1).

8/ Bernadette Reinhold: Das dritte Leben. Überlegungen zu Margarete Schütte-Lihotzkys autobiografischen Arbeiten, in: Bois/Reinhold (Hg.): Schütte-Lihotzky, S. 52–68, hier S. 62 u. 65.

9/ Zu Wetzler siehe Marcel Bois: Soziale Beziehungen und kommunistische Netzwerke. Annäherungen an Hans Wetzler (1905–1983), in: Bois/Reinhold (Hg.): Schütte-Lihotzky, S. 224–236.

10/ Renate Allmayer-Beck: Margarete Schütte-Lihotzkys Tätigkeit am Frankfurter Hochbauamt, in: Margarete Schütte-Lihotzky. Soziale Architektur. Zeitzeugin eines Jahrhunderts. Ausstellungskatalog, hg. von Peter Noever (MAK). Wien, Köln, Weimar²1996, S. 71–82, hier S. 71; Christine Zwingl: Aufenthalt in Bulgarien, in: ebd., S. 183; Marcel Bois: „Bis zum Tod einer falschen Ideologie gefolgt“. Margarete Schütte-Lihotzky als kommunistische Intellektuelle, in: Zeitgeschichte in Hamburg 2017, hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte. Hamburg 2018, S. 66–88.

11/ Margarete Schütte-Lihotzky: Millionenstädte Chinas. Bilder- und Reisetagebuch einer Architektin (1958), hg. von Karin Zogmayer. Wien 2007.

12/ Siehe hierzu Sabine Plakolm-Forsthuber: Beruf: „Frau Architekt“. Zur Ausbildung der ersten Architektinnen in Wien, in: Bois/Reinhold (Hg.): Schütte-Lihotzky, S. 38–51.

Ina Markova: Tilly Spiegel. Eine politische Biografie. Wien, Hamburg: new academic press 2019, 228 S., 19,80 Euro

Die Geschichte der österreichischen ArbeiterInnenbewegung ist reich an Namen, hinter denen sich aus heutiger Perspektive fast unglaubliche Biografien verbergen. Dabei handelt es sich oft nicht um jene „großen“ Namen, die auch in oberflächlichen Geschichtsbüchern auftauchen, sondern um jene, die selbst Interessierten oft ein verschämtes „Wer war das noch schnell?“ entlocken. Tilly Spiegel ist eine jener Persönlichkeiten der kommunistischen ArbeiterInnenbewegung, deren Biografie in Vergessen-

heit zu geraten drohte. Frauen sind von diesem Verschwinden aus der Erinnerung noch stärker betroffen, da ihr Wirken bereits zu Lebzeiten vergleichsweise geringer honoriert wurde als das ihrer männlichen Genossen. Und so gibt es, wie die Autorin das vorliegenden Bandes schreibt, „eine Leerstelle Frauenbiografien betreffend, die in keinem Verhältnis zum tatsächlichen Engagement von Aktivistinnen, Politikerinnen, Gewerkschafterinnen, Widerstandskämpferinnen und anderen bewegten und bewegenden Frauen dieses Landes steht, denen in so gut wie allen Parteien, Vereinen und Organisationen der Weg an die Spitze verwehrt blieb“.

Die Wiener Historikerin Ina Markova leistet mit ihrer Biografie von Tilly Spiegel einen wichtigen Beitrag, diese Leerstelle aufzufüllen. Die Betrachtete trafen „multiple Ausschlussmechanismen: Sie war – in der Fremddefinition – Jüdin, Frau, Linke – und schließlich auch noch exkommunizierte Kommunistin.“ Die Entstehung des vorliegenden Buches zeigt einmal mehr, dass es einer Kraftanstrengung von HistorikerInnen bedarf, Frauen in den Vordergrund zu rücken. Die biografische Studie ist gewissermaßen ein historiografisches Zufallsprodukt. Markova arbeitete an der ebenfalls 2019 erschienenen Biografie über Franz Marek mit (Maximilian Graf u.a.: Franz Marek – ein europäischer Marxist. Die Biografie). Dabei wurde Markova, wie sie schreibt, auf Tilly Spiegel aufmerksam, die mit Marek verheiratet war. Das Material für die Marek-Biografie diente der Historikerin aber nur als Ausgangspunkt. Markova trug alle verfügbaren Informationen über Spiegel zusammen und stellte die biografische Skizze in einen breiten historischen Kontext.

Das vorliegende Buch ist somit weit mehr als nur die Lebensgeschichte von Tilly Spiegel. Die LeserInnen werden über die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts im Allgemeinen und die Geschichte der kommunistischen Bewegung Österreichs im Speziellen informiert. Mit dieser ist Spiegels Leben seit den 1920er Jahren eng verwoben. Die Familie der 1906 in Nowosielitza in der Bukowina geborenen Ottilie „Tilly“ Sali Spiegel kam nach längeren Fluchten und Irrwegen während des Ersten Weltkriegs nach Wien. Dort schloss sich Tilly Spiegel bald der ArbeiterInnenbewegung an und fand Anschluss im kommunistischen Jugendverband (KJV) und schließlich auch in der KPÖ. Als äußerst aktive Kommunistin geriet sie bald ins



Tilly Spiegel (1906–1988)

Visier der Behörden. Ab Beginn der austrofaschistischen Diktatur war Spiegel den harten Repressionen ausgesetzt, deren erster Höhepunkt das Verbot der KPÖ am 26. Mai 1933 war. Ab diesem Zeitpunkt „lebte Tilly Spiegel mehr oder weniger durchgehend bis 1945 in der Illegalität“ (S. 60f.), stellte aber ihre politischen Aktivitäten zu keinem Zeitpunkt ein – auch nicht während der Zeiten, in denen sie in den Kerkern der Faschisten einsaß. Später, aus der Schweiz nach Paris ausgewiesen, führte Spiegel ihre politische Arbeit im Exil fort und schloss sich der Résistance an.

Nach dem Ende der NS-Herrschaft kehrte sie nach Wien zurück, wo sie in der KPÖ wirkte und grundlegende Arbeit für die Erinnerung und Erforschung des Widerstands gegen den NS-Faschismus leistete. Sie war am Aufbau des *Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes* (DÖW) beteiligt und veröffentlichte zwei Bücher, die als Pionierarbeiten auf dem Gebiet der Widerstandsforschung gelten. Die große Parteikrise der KPÖ nach dem Ende des „Prager Frühlings“ war in Tilly Spiegels Leben mit einer privaten Krise verbunden. Ihre Ehe mit Franz Marek ging Ende der 1960er Jahre in die Brüche und wurde 1974 geschieden. Gleichzeitig zog sich Spiegel aus der Parteiarbeit zurück und tat das, „was in diesen Jahren nicht wenige taten: Sie ging in die ‚innere Emigration‘, ohne den großen Bruch zu setzen“ (S. 203). Während Spiegel ihre Arbeit im DÖW fortsetzte, ging ihre parteipolitische Tätigkeit zu Ende: Ob sie „aus Resignation und/oder persönlicher Verletzung nicht mehr – beispielsweise in den Reihen des *Wiener Tagebuchs* unter Chefredakteur Franz Marek – poli-

tisch tätig wurde, bleibt unklar. Die Zäsur war jedenfalls eine markante, sowohl auf politischer als auch auf persönlicher Ebene.“ (S. 204)

1975 mit dem Goldenen Ehrenzeichen der Republik geehrt, geriet Spiegel in der kommunistischen Bewegung allmählich in Vergessenheit. Ihr Tod im Jahr 1988 wurde in der *Volksstimme* nicht angezeigt. Ina Markova ist zu verdanken, dass die beeindruckende Biografie Spiegels, die so viele Einblicke in die Geschichte der österreichischen ArbeiterInnenbewegung gewährt, nun endgültig dem Vergessen entrissen ist. Da es Markova gelingt, wissenschaftliche Sorgfalt mit stilistischer Qualität zu verbinden, ist das vorliegende Buch nicht nur eine einsichtsreiche, sondern auch eine überaus angenehme Lektüre.

SIMON LOIDL

Hans-Peter Weingand: Die KPÖ und der Februar 1934. Mit den internen Berichten der KP-Bezirksgruppen und Karten des Bundesheeres. Graz: Clio 2020, 256 S., 24 Euro

Die Februarkämpfe und ihre Folgen speziell im Kontext der KPÖ zu untersuchen, sei für ihn „kein Nebengleis“. Als Grazer Sozialdemokrat sei für ihn die steiermärkische KPÖ „ein lebendiges Beispiel, wenn auch in der Kategorie Mikrogeschichte, welche historischen Entwicklungen möglich sind“, schreibt Hans-Peter Weingand über seine Motivation, dieses Buch zu schreiben (S. 9). Sein Ausgangspunkt ist eine Bemerkung seines akademischen Lehrers Helmut Konrad, Professor für Geschichte an der Universität Graz, aus dem Jahre 2014, wonach der Februar 1934 in der geschichtspolitischen Auseinandersetzung in Österreich – vor allem zwischen ÖVP und SPÖ – immer noch ein „vermintes Gelände“ sei (S. 20).

Weingand beharrt darauf, trotz aller Einwände von ÖVP-Politikern bis zu (auch nicht-konservativen) Historikerkollegen, den Austrofaschismus auch als solchen zu bezeichnen und nicht mit Hilfsbegriffen wie „Regierungsdiktatur“ o.Ä. zu umschreiben. Er kann sich dabei auf einen prominenten Konservativen berufen: 1946 rief der ÖVP-Vorsitzende und Bundeskanzler Leopold Figl zum gemeinsamen Wiederaufbau. Gemeint war damit, so Figl, „der Sozialist und der christliche Bauer, der Kommunist und der Heimwehrmann, der Schutzbündler und der Freiheitsbündler“ – d.h. die Angehörigen der Wehrgorganisationen der

Sozialdemokratie und der Christlich-sozialen – „ja, sagen wir es nur offen und ehrlich, der Austromarxist und der Austrofaschist vom Jahre 1934.“ Dazu Weingand: „Was für Zeitzeugen wie Leopold Figl 12 Jahre nach dem Februar 1934 noch völlig klar war, soll hier, 85 Jahre nach den Ereignissen, nicht relativiert werden.“ (S. 21)

Weingands Buch ist nicht nur durch seine Themenstellung, die die KPÖ ins Zentrum der Untersuchung rückt, eine Novität, sondern in erster Linie durch die Publikation einer großen Zahl bisher kaum oder gar nicht bekannter Dokumente, unter denen besonders die im Archiv der KPÖ und im ehemaligen Zentralen Parteiarchiv der SED (heute Bundesarchiv Berlin) aufbewahrten Berichte der Bezirksorganisationen der KPÖ „über die bewaffneten Kämpfe der österreichischen Arbeiter“ im Februar 1934 zu nennen sind. Es handelt sich dabei um Fotokopien aus dem Bestand der Kommunistischen Internationale im Moskauer RGASPI, dem Russischen Staatsarchiv für sozio-politische Geschichte. Bemerkenswert ist, dass es Weingand gelang, von zahlreichen dieser Berichte zu eruieren, wer sie verfasste – die Autoren waren KPÖ-Funktionäre bzw. ein der KPÖ seitens der Kommunistischen Internationale zugeteilter Instrukteur. Mehrere dieser Berichte geben auch, wie Weingand hervorhebt (S. 98), „Einblicke zur Beteiligung von Frauen im Februar 1934, sei es im Kontext von Kampfhandlungen [...], sei es im Zusammenhang mit Hilfe für Schutzbündlerfamilien“.

Ein zweiter Schwerpunkt der Dokumentation sind die von Ilona Duczynska-Polanyi gesammelten „Kampfberichte aus den Februartagen und Organisationsberichte des Sch. B. aus den ersten Wochen nach den Kämpfen (mir von der Sch. B.-Leitung zur Verwahrung im Ausland übergeben im Febr. 1936, als ich emigrierte)“. Duczynska, linkssozialistische Widerstandskämpferin und Gefährtin des späteren Bundespräsidenten Theodor Körner, über den sie eine vielbeachtete Biografie verfasste („Der demokratische Bolschewik“), engagierte sich nach der Februarniederlage für den Wiederaufbau des Republikanischen Schutzbunds in der Illegalität und sammelte Berichte, deren Originale zwar verschollen sind, von denen sie aber in den 1960er Jahren Kopien anfertigte und dem *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* übergab.

Neben diesen von ihm erstmals publizierten Quellen der Kämpfenden auf Sei-

ten der Aufständischen stützt sich Weingands Buch auf bislang wenig beachtete Quellen von Regierungsseite. So zitiert er u.A. die *Wochenschau*, Nr. 37a/34 vom 16. Februar 1934, die ein Beispiel für die verlogene Regierungspropaganda im Kino bietet: „Die Organe der Staats-exekutive waren dem Feuer der in den Gemeindebauten wohlverschanzten Auf-rührer preisgegeben und es musste, da die Eroberung dieser Festungen oder sogenannten ‚Volkswohnhäusern‘ mit Handfeuerwaffen unmöglich war, Artillerie herangezogen werden.“ (S. 43)

Der Dokumentation stellt Weingand eine umfangreiche historische Darstellung voran, die nicht nur die Vorgeschichte des Februar 1934 – auch hier wiederum mit besonderer Berücksichtigung der KPÖ – und die Folgen der Februarkämpfe für die internationale ArbeiterInnenbewegung analysiert, sondern auch die Geschichtsschreibung über den Februar 1934 von sozialdemokratischer und kommunistischer Seite seit den ersten Analysen unmittelbar nach den Kämpfen beleuchtet. Er stellt der „Sinnstiftung“ (S. 53) der Niederlage durch die Sozialdemokratie (vor allem in Otto Bauers Broschüre „Der Aufstand der österreichischen Arbeiter“, erschienen im tschechoslowakischen Exil bereits Anfang März 1934) die Haltung der KPÖ gegenüber, die in den Februarkämpfen eine „glänzende Bestätigung für die Richtigkeit der Analyse des XIII. Plenums der Komintern“ sah, „dass wir in eine neue Welle von Kriegen und Revolutionen eintreten“ (S. 55). Erst in der Vorbereitung des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale im Jahr 1935 wich diese Einschätzung einer realistischeren Herangehensweise. Weingand stellt diesen schrittweisen Umschwung innerhalb der Komintern und die besondere Rolle, die die österreichischen Februarkämpfe dabei spielten, ausführlich und anhand zahlreicher historischer Dokumente dar.

Es zeichnet Weingands Art aus, Geschichte zu vermitteln, dass er diese Wandlungen nicht nur theoretisch anhand zeitgenössischer politischer Analyse darstellt, sondern auch dadurch nachvollziehbar macht, dass er beispielsweise auf die mehrfachen Änderungen eingeht, die einem Filmdrehbuch des bekannten Filmtheoretikers Béla Balázs, der damals in der Sowjetunion lebte, widerfuhr. Balázs' Vorhaben, unter dem Titel „Hochzeit in Wien“ die Februarkämpfe zum Thema eines Spielfilms zu machen, scheiterten letztendlich an der sowjeti-

schen Zensur. Zunächst musste er das Drehbuch mehrfach umschreiben. Anstelle der Rolle des sozialdemokratischen Verräters an den Idealen der Arbeiterklasse sollte nach dem VII. Weltkongress der Komintern „die Idee einer geeinten Front im Zentrum der Handlung [...] stehen“. Schließlich wurde das Filmprojekt überhaupt abgelehnt: „Der Schutzbündler Franz, der mit seiner Freundin Mizzi in die Sowjetunion zieht, war nun kein Vorbild mehr: Eine Figur wie Franz, der die Niederlage akzeptiert und sich ins Ausland flüchtet, könne keineswegs Hoffnung auf einen zukünftigen Sieg wecken.“ (S. 96)

Neben den internationalen Entwicklungen behandelt Weingand auch die Tätigkeit der illegalen ArbeiterInnenparteien RS und KPÖ in Österreich. Seine Darstellung bezieht sich an vielen Stellen auf die im Buch abgedruckten Dokumente, die auf diese Weise kontextualisiert werden. Neben der zeitgenössischen Analyse behandelt er aber auch die historische Interpretation der Februarkämpfe durch die KPÖ und setzt sie in Beziehung zur KPÖ-Geschichtsschreibung insgesamt. Auch wenn Kommunistinnen und Kommunisten an den Februarkämpfen, wie Hans Hautmann in den *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft* (Nr. 1/2004) schrieb, „nur einen kleinen Anteil hatten“, ist zu hoffen, dass dank der Publikation Weingands dieser Anteil künftig von der Geschichtsschreibung stärker zur Kenntnis genommen werden wird.

WINFRIED R. GARSCHA

Karl Wimpler: Menschen, Bücher, Katastrophen. Erzählungen, Anmerkungen, Einsprüche. Graz: Clio 2019, 194 S., 18 Euro

Kritisch – natürlich kritisch gegenüber den herrschenden Verhältnissen – darf man sich ein Buch des Grazer Autors Karl Wimpler erwarten, und es ist umfassend informativ. Sein neues Buch beginnt mit einem Bericht über einen Kommentar in der *Wiener Zeitung*, womit er zugleich die Linie dieser Qualitätspresse einschätzt. Anlass ist ein Artikel eines pensionierten Sektionschefs der Pädagogischen Sektion im Unterrichtsministerium aus dem Jahre 2018 über die kaiserlich angeordnete Ermordung der aufständischen Matrosen von Cattaro im Februar 1918. Die Verurteilung derjenigen, die ihr Leben einsetzten, um dem „Weltkriegsschlachten“ endlich ein Ende zu bereiten, durfte der ehemalige Spitzenbeamte in dieser

Tageszeitung als „hart“, aber „von Maßhalten bestimmt“ nennen. Wimpler verbindet diesen skandalösen Vorgang mit dem gewaltsamen Tod des Antifaschisten Ernst Kirchweyer im Jahr 1965 und mit persönlichen Lebensereignissen. So war etwa seine Schulzeit unter dem damaligen Sektionschef geprägt von der Obrigkeitshörigkeit des Schulpersonals aus Angst vor Zurechtweisung, Erniedrigung oder beruflicher Vernichtung. Wimpler verknüpft den Text zudem mit seiner eigenen Reise nach Cattaro im heutigen Montenegro. Dort fällt eine ältere Einwohnerin, „die die armen jungen Burschen“ noch gesehen hatte, gefesselt auf dem Weg zur Hinrichtung, ein völlig anderes Urteil als der Sektionschef: „So mutige Burschen.“

Mit dem Kunstgriff, anhand eines Artikels aus dem Jahre 2018 sowohl 100 Jahre zurück liegende Ereignisse als auch den aktuellen Mainstream des „Qualitätsjournalismus“ darzustellen, schafft Wimpler einen spannenden aktuellen Bezug zur österreichischen Geschichte aus Sicht der Regierten, Rückgriffe auf die 1960er und 1970er Jahre inklusive. Kunstgriffe dieser Art ziehen sich durch viele seiner Erzählungen und Anmerkungen. Damit holt er sowohl Aktuelles als auch historisch Vergessenes wieder an die Oberfläche unseres Bewusstseins. Ereignisse, an denen wir achtlos vorbeigegangen sind, oder die aus dem kollek-

Lenin 150

Staat, Nation
und Internationalisierung



Mit Beiträgen von W.I. Lenin, Beate Landefeld, Holger Wendt, Hannes Fellner, Herbert Münchow, Alfred Kosing

Weitere Themen u.a.: EU-Nationalismus (O. Rosner), EU zum Zweiten Weltkrieg (M. Botenga, MdEP), »Unrechtsstaat« (V. S chöneburg), Nord-syrien (K. Wagener), Öko-Krise (H.-P. Brenner), Klimakiller Krieg (W. Listl), Bolivien (V. Prashad), Gewerkschaftstage ver.di und IG Metall (F. Deppe, N. Heckl, A. Rieger), Zur Strategiedebatte der Linken (E. Brombacher, E. Felfe), Rechtsentwicklung (U.Sander) u.v.m..

Einzelpreis 9,50 €
Jahresabo 48,00 €
ermäßigtes Abo 32,00 €

Neue
Impulse
Verlag

Hoffnungstraße 18
45127 Essen
Tel. 0201 | 23 67 57

www.marxistische-blaetter.de

20. Gedenkfahrt nach Engerau

Ende November/Anfang Dezember 1944 wurde in Engerau (Petržalka, Bratislava) ein Arbeitslager für ungarische Juden eingerichtet. Ca. 2.000 Zwangsarbeiter mussten beim Bau des so genannten Südostwalles Sklavenarbeit leisten. Viele starben an den Folgen von Hunger, Kälte und Misshandlungen oder wurden von Wiener SA-Männern oder Politischen Leitern ermordet. Mehr als 100 Männer kamen Ende März 1945 im Zuge des „Todesmarsches“ nach Bad Deutsch-Altenburg ums Leben.

Die *Zentrale österreichische Forschungsstelle Nachkriegsjustiz* führt jedes Jahr eine Gedenkfahrt zu den Gedenksorten des ehemaligen Lagers für ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter in Engerau (Petržalka) in Bratislava durch. Erstmals werden heuer länderübergreifend Schulklassen aus Bratislava-Petržalka und Wien teilnehmen und sich interaktiv an der Gestaltung der Veranstaltungen an den verschiedenen Gedenksorten beteiligen.

Programm

Gedenkkundgebung bei der Gedenktafel am Restaurant Leberfinger in Bratislava-Petržalka

Transnationale Gedenkfeier beim Mahnmal auf dem Friedhof von Bratislava-Petržalka

Auf den Spuren des Lagers Engerau in Petržalka

Gedenkkundgebung beim Gedenkstein in Wolfsthal

Gedenkkundgebung beim Mahnmal in Hainburg

Gedenkkundgebung beim Grab in Bad Deutsch-Altenburg

Historische Begleitung:
Dr.ⁱⁿ **Claudia Kuretsidis-Haider**

Montag, 30. März 2020

Abfahrt: 7.45, Rückkehr: ca. 18.00
Treffpunkt: Praterstern 1, 1020 Wien
(Jüdisches Institut für Erwachsenenbildung)

Unkostenbeitrag: 20 Euro
Anmeldung: Tel.: 01/22 89 469/315
claudia.kuretsidis@doew.at
Weitere Informationen: www.doew.at

tiven Gedächtnis zum Verschwinden gebracht wurden, treffen die Lesenden oft mit einer neuen Sichtweise.

Karl Wimmers Überlegungen werben für die „Anti-Kriegs-Philippika“, eine Eisler-Vertonung des Epilogs der „Letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus, wobei er den „unvergleichlich Eisler-Ton“ zum „unvergleichlichen“ Text herausstellt. Sie bieten unglaubliche Geschichten, wie die über Ungarn, die Sowjetunion, einen Puch-Arbeiter und über den Esperantoplatz in Graz, das Zusammentreffen zweier Esperantos in Canberra, einem in Ungarn geborenen österreichischen Australier mit sowjetischen Wurzeln und einem Ungarn.

Das Darstellen von interessanten Persönlichkeiten ist immer wieder verbunden mit dem Aufzeigen von Widersprüchen: Während der 50. Todestag von Hanns Eisler im Jahr 2012 in unseren Breiten nahezu lautlos vorüberging, er hatte immerhin die Hymne eines Staates komponiert (allerdings jene der DDR), fand anlässlich des 150. Geburtstags von Richard Strauss ein medial-musikalischer Hype statt. Jener hatte noch 1943 dem „Judenschlächter von Krakau“, Hans Frank, ein Danklied gewidmet. Zudem habe Strauss auch noch selber den Text geliefert, wie Wimmmler erzürnt bemerkt. Oder die „unerhörte“ Anekdote des Rächers mit dem Schmiedehammer: Der Schmied, der 1939 seine Werkstatt verlassen und stattdessen im Linzer Rüstungsbetrieb arbeiten musste, stellte bei der Rückkehr fest, dass die „Alteisensammler der NSDAP“ seine ganz Werkstatt ausgeräumt hatten – bis auf den Schmiedehammer. Den nahm er und zertrümmerte damit das Hakenkreuz an der Tür des Gemeindeamts.

Heinz Rudolf Unger, der die literarische Basis für die „Proletenpassion“ der Schmetterlinge legte, wird von Wimmmler geehrt; die Kraft gebende „Proletenpassion“ wird von ihm in Erinnerung gerufen. Verbunden wird dies mit einem konstruktiv-kritischen Vergleich der Ursprungs- und der neuen Version, die 2015 unter dem Titel „Proletenpassion 2015 FF.“ aufgeführt wurde. Die kritische Rezension von Norbert Gstreins einseitigem Reisebericht über Syrien wird eingeführt mit Michael Hanekes Urteil über die übliche Berichterstattung: Über Syrien wisse er „nichts“, obwohl er „hunderttausend Berichte“ darüber gesehen habe. Wimmmler macht in einer Rezension darauf aufmerksam, dass im umfangreichen Reisebericht Gstreins die Aussage des US-amerikanischen Vier-

Sterne-Generals Wesley Clark fehlt, dem im Jahr 2001 ein Offizier des „Vereinigten Generalstabs“ erzählte, was doch zum Verständnis der Situation beitragen würde. „Wir werden sieben Länder angreifen und deren Regierungen innerhalb von fünf Jahren stürzen.“ Auch die Ergänzung des Gesprächspartners fehle: „Wir werden mit dem Irak beginnen, und dann nehmen wir uns Syrien, Libyen, Somalia, den Sudan und den Iran, sieben Länder in fünf Jahren.“ Wimmmler bemerkt lakonisch, dass es mit den fünf Jahren nicht ganz geklappt habe, und in Syrien sei die seit langem vertraglich verbündete russische Armee dazwischen gekommen.

Ein Buch, mit weit mehr interessanten Schilderungen und Einsprüchen als hier angerissen werden konnte. Sie zu lesen lohnt, macht Spaß und fördert Erkenntnisse. Zu jeder von Karl Wimmmler erzählten Geschichte gibt es Anmerkungen mit Quellenangaben, anhand derer das Geschriebene überprüft werden kann.

ANNE RIEGER

Eugen Ruge: Metropol. Roman. Hamburg: Rowohlt 2019, 429 S., 24,70 Euro

Wer sich mit der Geschichte der Zwischenkriegszeit beschäftigt, liest in der Regel von den „Goldenen Zwanzigern“, der großen Weltwirtschaftskrise, vom Aufstieg des Faschismus in Italien, Österreich und Deutschland. Weniger bekannt sind die Ereignisse, die sich zeitgleich in der Sowjetunion abspielten. Infolge der Revolution des Jahres 1917 wurde dort eine Agrargesellschaft ins Industriezeitalter katapultiert, Millionen Menschen zogen vom Land in teils neu gegründete Städte, wurden aus gesellschaftlichen Bindungen herausgerissen, um in einer neuen, dem Anspruch nach „klassenlosen“ Gesellschaft aufzuziehen.

Ähnlich wie in den Jahren der Französischen Revolution schürten die entfesselten Kräfte unter den neuen Machthabern bald Ängste vor der Konterrevolution. Wie im Paris der 1790er Jahre, wo Revolutionäre ihre Mitstreiter auf Schafott brachten, begann die Oktoberrevolution in den 1930er Jahren mittels Verhaftungswellen und Schauprozessen ihre Kinder zu fressen.

In diese Atmosphäre setzt Eugen Ruge die beiden Hauptfiguren seines neuen Romans „Metropol“, das Ehepaar Charlotte und Wilhelm. Beide emigrierten aus Deutschland in die Sowjetunion und arbeiten dort für den Nachrichtendienst der Kommunistischen Internationale. Als

sie aus der Zeitung von der Verhaftung eines Bekannten erfahren, stehen sie bereits selbst im Sog der Verdächtigungen. Vom Dienst suspendiert, werden beide ohne weitere Anweisungen im Moskauer Hotel Metropol einquartiert, wo sie während ihres über 15 Monate andauernden Schwebezustands das mörderische Drama der stalinistischen Säuberungen hautnah miterleben.

Täglich im Speisesaal sitzend, bemerkt das Paar rasch, dass immer neue Bekannte im Metropol eintreffen, die offensichtlich wie sie ihrer Posten enthoben wurden. Nachts hört man den Aufzug surren und alle wissen, dass der Geheimdienst gerade sein nächstes Opfer abholt, dessen Platz am Frühstückstisch tags darauf leer bleibt. Unter den Verbliebenen geht das Intrigenspiel weiter, Freundschaften werden verleugnet, an vermeintlich Mächtige biedernd man sich an, bis diese ihrerseits in Ungnade fallen. Jeder taktiert und spekuliert und bleibt doch immer wieder aufs Neue ratlos, weil an Moskauer Schreibtischen in jenen Jahren die pure Willkür entschied, wen die Partei wieder in Dienst nahm oder als „Volksverräter“ erschießen ließ.

Eugen Ruges Roman könnte an die unterhaltsamen Krimis von Agatha Christie erinnern, würde er nicht auf Tatsachen beruhen, die Ruge unter Mithilfe des russischen Historikers Wladislaw Hedeler recherchiert hat. Das Hotel Metropol und die Schicksale der darin verstrickten Menschen gab es wirklich; die Figuren Charlotte und Wilhelm basieren auf den Biografien von Ruges Großmutter Charlotte Ruge und ihrem zweiten Ehemann Hans Baumgarten. Beide hat Eugen Ruge 2011 in seinem preisgekrönten Roman „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ bereits literarisch verewigt. „Metropol“ fügt dem Familienepos nun ein beklemmendes Kapitel hinzu, über das Ruges Großmutter und Stiefgroßvater zeitlebens geschwiegen haben.

Historische Authentizität und mörderische Dramatik reichen als Zutaten meist aus, um eine Geschichte in großer Auflage zu verkaufen, doch Eugen Ruge befriedigt mit „Metropol“ keine voyeuristischen Leseinteressen. Indem er im Buch auch über seine Recherchen und eigene Erinnerungen an die Großeltern berichtet, macht er deutlich, dass sich historisches Interesse nicht darauf beschränken kann, Menschen für ihre Fehler rückblickend zu verurteilen. Es geht darum, zu begreifen, warum sie ihre Entscheidungen getroffen, was sie „zu glauben bereit, zu glauben imstande“ waren.

In diesem Sinn erinnert Ruges Roman an Alexander Solschenizyns „Archipel Gulag“, in dem es heißt: „Der Strich, der das Gute vom Bösen trennt, durchkreuzt das Herz eines jeden Menschen.“

JOACHIM GATTERER

Marcel Bois, Bernadette Reinhold (Hg.): Margarete Schütte-Lihotzky. Architektur. Politik. Geschlecht. Neue Perspektiven auf Leben und Werk. Basel: Birkhäuser 2019 (Edition Angewandte), 360 S., 39,95 Euro

1923 überreichte der Nationalökonom Otto Neurath, Freund und Kollege von Margarete Lihotzky, ihr einen seiner literarischen Texte mit der Widmung „Meiner lieben gestaltenden Freundin“. Er wählte damit eine treffliche Beschreibung für eine Frau, die sich ihr Leben lang mit Kreativität und Vitalität der Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen durch Architektur widmete.

Am 18. Jänner 2020 jährte sich der Todestag von Margarete Schütte-Lihotzky zum 20. Mal. Das Gute an Jahrestagen ist, dass sie Anlass sind, sich mit der jeweiligen Person intensiver zu beschäftigen. Lange Zeit wurde eine Würdigung der Architektin durch den Kalten Krieg und seine auch in Österreich spürbaren Nachwirkungen verhindert. Erst in den 1970er und 1980er Jahren kam es zu einer gewissen Entspannung. 1993 war der erste Höhepunkt einer verspäteten Rezeption ihres Lebens und Werks. Was in den 1970er Jahren zögerlich begonnen hatte, wurde damals mit einer großen Ausstellung im Museum für angewandte Kunst (MAK) in Wien und einem umfangreichen Werkkatalog gekrönt. Die damals bereits knapp 100-Jährige wurde gebührend gefeiert. Seither hat das Interesse an Schütte-Lihotzky nicht nachgelassen. Längst ist die Reduktion ihres umfangreichen Wirkens auf die „Frank-

furter Küche“ überwunden, und die ganze Bandbreite ihrer Planungs- und Bautätigkeit wurde zum Gegenstand der Forschung.

Rund um den 20. Todestag der Architektin erschienen eine Reihe von Publikationen über sie und Neuauflagen ihrer Texte, etwa die von Karin Zogmayer edierte Neuauflage von Margarete Schütte-Lihotzkys Erinnerungsschrift „Warum ich Architektin wurde“ oder Mona Horncastles Biografie mit dem Titel „Architektin, Widerstandskämpferin, Aktivistin“ (siehe dazu die Rezension von Marcel Bois in dieser Ausgabe der *Mitteilungen*). Demnächst erscheint im Wiener Mandelbaum Verlag der von Christine Zwingl herausgegebene Sammelband „Margarete Schütte-Lihotzky – ihre Spuren in Wien“.

Ein im Herbst 2019 veröffentlichter Sammelband greift bekannte Meilensteine im Leben von Margarete Schütte-Lihotzky auf und fügt neue Forschungsergebnisse, Analysen und Sichtweisen hinzu. Der von Marcel Bois (Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg) und Bernadette Reinhold (Oskar Kokoschka-Zentrum der Universität für angewandte Kunst) herausgegebene Band mit dem Titel „Margarete Schütte-Lihotzky. Architektur. Politik. Geschlecht. Neue Perspektiven auf Leben und Werk“ geht auf das gleichnamige interdisziplinäre Symposium zurück, das im Oktober 2018 von der Universität für angewandte Kunst in Wien veranstaltet wurde. Die in fünf Abschnitte gegliederten Beiträge ergeben ein differenziertes Bild der Frau, Architektin und Widerstandskämpferin. Der auch grafisch anspruchsvoll gestaltete Band ist eine Fundgrube für neue Erkenntnisse über ihr Denken und das gesellschaftspolitische Umfeld, in dem Margarete Schütte-Lihotzky wirkte – bzw. oftmals daran gehindert wurde.

Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz:

Medieninhaber: ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT, Verein zur Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung, Drechslergasse 42, 1140 Wien

Vereinsvorstand: Mag. Alexander Dinböck, Dr. Sabine Fuchs, Dr. Winfried R. Garscha, Mag. Michael Graber, Mag. Dr. Heimo Halbrainer, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Kropf, Mag. Robert Krotzer, Mag. Dr. Claudia Kuretsidis-Haider, Dr. Walther Leeb (Präsident), Dipl.-Ing. Friederike Lerch (Kassierin), Mag. Dr. Simon Loidl (Schriftführer), Mag. Dr. Peter März, Mag. Dr. Manfred Mugrauer (wissenschaftlicher Sekretär), Dr. Elke Renner (Vizepräsidentin), Fini Seif, Ass.-Prof. Mag. Dr. Valentin Sima.

Grundlegende Richtung: Die ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT ist eine gemeinnützige Organisation, deren Tätigkeit ausschließlich wissenschaftlichen und volksbildnerischen Zwecken dient. Ihre Aufgabe und diejenige ihres Periodikums „Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft“ ist die Erforschung der gesellschaftlichen Entwicklung in Österreich, insbesondere der Geschichte der ArbeiterInnenbewegung.

Wo hat Margarete nicht gelebt und gearbeitet? Sie studierte von 1915 bis 1919 als eine der ersten Frauen Architektur an der damaligen K.K. Kunstgewerbeschule in Wien und stieg in das Berufsfeld Architektur ein. In den 1920er Jahren arbeitete sie im Baubüro des *Österreichischen Verbands für Siedlungs- und Kleingartenwesen*, hielt Vorträge und begann zu publizieren. Es kristallisierte sich der Arbeitsschwerpunkt Optimierung des Wohnens auf kleinem Raum heraus, sie entwarf ein Kernhaus, beschäftigte sich mit der Rationalisierung der Hauswirtschaft und deren Umsetzung im Wohnbau. In Frankfurt am Main konnte sie am Hochbauamt in der Typisierungsabteilung auf diesem Gebiet weiterarbeiten. Hier entstand auch die „Frankfurter Küche“. In Moskau leitete sie die Gruppe für Kinderanstalten und entwarf Möbelprogramme und Typenmöbel. In Chicago war sie auf der Weltausstellung vertreten, sie bereiste Japan, erstellte für das chinesische Unterrichtsministerium Richtlinien für Kindergartengebäuden, kam über Paris und London nach Istanbul an die Académie des beaux-arts und entwarf für das dortige Unterrichtsministerium Dorfschulen. Im türkischen Exil trat sie 1939 der Kommunistischen Partei Österreich bei und erklärte sich bereit, in geheimer Mission als Kurierin nach Wien zu reisen, um dort den antifaschistischen Widerstand

und den Wiederaufbau der illegalen KPÖ zu unterstützen. Nur wenige Wochen nach ihrer Ankunft wurde sie am 22. Jänner 1941 verhaftet und am 22. September 1942 vom Volksgerichtshof zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Bis zur Befreiung Ende April 1945 war sie im Frauenzuchthaus Aichach in Bayern inhaftiert. In der Nachkriegszeit wurde sie in Wien als Kommunistin de facto mit Berufsverbot belegt. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund arbeitete und forschte sie als Expertin für Kinder-einrichtungen mehrmals in Bulgarien, Kuba und Berlin.

Viele der Stationen ihres Lebens und Wirkens sind gut erforscht und werden auch in diesem Buch ausführlich behandelt. Bisher wenig bekannt sind ihre Projekte und die Arbeitssituation in der Sowjetunion, in der sie und ihr Mann Wilhelm Schütte in den Jahren 1930 bis 1937 lebten und wirkten. Margarete Schütte-Lihotzky arbeitete dort u.a. als Expertin für Kinderanstalten und für das wissenschaftliche Zentralinstitut zum Schutz der Kinder und Heranwachsenden. Sie erlebte die gesellschaftlichen Umbrüche in der Sowjetunion, über die nur wenige Aussagen von ihr überliefert sind. Thomas Flierl rekonstruiert in seinem Beitrag anhand von Interviews, Briefen und Postkarten die oft schwierigen Arbeitsbedingungen und zeigt auf, was Margarete Schütte-Lihotzky über

diese zweifellos sehr prägende Zeit aussagte und was nicht.

Ebenso neue und interessante Aspekte präsentiert Carla Aßmann in ihrem Beitrag über die Zeit von Schütte-Lihotzky als Beraterin der Deutschen Bauakademie in der DDR. Wilhelm und Margarete reisten 1950 in der Erwartung in die DDR, ihre Expertise im neuen deutschen Staat einzubringen zu können. Die Autorin führt aus, wie die Kehrtwende im Städtebau der DDR – vom Baustil der Moderne zur Architektur der „nationalen Tradition“ – nicht mehr mit den beruflichen Überzeugungen von Schütte-Lihotzky übereinstimmte.

Auch über die politische Aktivistin Margarete Schütte-Lihotzky liefert das Buch neue Denkanstöße. Karin Schneider weist auf Forschungslücken in der Geschichtsschreibung über die KPÖ in Bezug auf frauen- und genderpolitische Fragestellungen hin und analysiert das frauenpolitische Engagement von Schütte-Lihotzky als Präsidentin des KPÖ-nahen *Bunds demokratischer Frauen*. Manfred Mugrauer skizziert den hegemonialen Antikommunismus als Hauptfaktor für die Ausgrenzung Schütte-Lihotzkys als Architektin in den Jahren des Kalten Krieges. Viele Beiträge vermitteln den Eindruck, dass man viele Aspekte so bisher noch nicht gesehen hat. Kapitel für Kapitel eröffnet sich Neues und Überraschendes über scheinbar bereits Bekanntes. Selten fesselt ein fachwissenschaftliches Sachbuch so wie dieser Sammelband.

ELISABETH HOLZINGER

Severin Holzknicht: „¡No pasarán!“: Vorarlberg und der Spanische Bürgerkrieg. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2019, 296 S., 29,90 Euro

Der Vorarlberger Historiker Severin Holzknicht legt mit seiner Studie ein weiteres Puzzlestück zur Erforschung eines österreichischen Bundeslands im Kontext des Spanischen Bürgerkriegs vor. Nach Publikationen über die Interbrigadisten aus Kärnten von Valentin Hellweg und über Tirol von Friedrich Stepanek – beide erschienen im Jahr 2010 – handelt es sich bei Holzknichts Arbeit um die dritte Monografie zum Spanischen Bürgerkrieg mit Fokus auf ein spezifisches österreichisches Bundesland. Der 2017 erschienene Sammelband „Camaradas“, herausgegeben von Georg Pichler und Heimo Halbrauner, beinhaltet immerhin einen eigenen von Halbrauner verfassten Aufsatz über

Buchpräsentation

Manfred Mugrauer:

Die Politik der KPÖ 1945–1955

Von der Regierungsbank in die innenpolitische Isolation
(Zeitgeschichte im Kontext, hg. von Oliver Rathkolb, Bd. 14)



Göttingen: V&R Unipress 2020
833 Seiten, 75 Euro

Begrüßung:

Dr. **Peter Autengruber**
(Programmleitung ÖGB-Verlag)

Einleitung:

Univ.-Prof. DDr. **Oliver Rathkolb**
(Vorstand des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Wien)

Präsentation:

Dr. **Manfred Mugrauer**

Mittwoch, **29. April 2020**, 19.00

Fachbuchhandlung des ÖGB-Verlags

Rathausstraße 21, 1010 Wien

die steiermärkischen Spanien-Freiwilligen. Zu den Bundesländern mit den meisten Interbrigadisten – Wien und Niederösterreich – fehlen noch eigenständige Arbeiten.

In den ersten Abschnitten gibt Holz knecht einen Überblick über die politische Situation im „Ländle“ der 1920er und 1930er Jahre. Im Fokus stehen dabei die Aktivitäten der sozialdemokratischen und kommunistischen ArbeiterInnenbewegung – vor allem nach der Illegalisierung durch das Dollfuß- und Schuschnigg-Regime in den Jahren 1933/34. Die diesbezüglichen Vorgänge sind außerhalb Vorarlbergs eher wenig bekannt, jedoch war in diesem punktuell industrialisierten Bundesland eine Vielzahl an Widerstands- und illegalen Aktivitäten zu verzeichnen. Mit großem Interesse liest man in Holzknachts Buch auch von der ArbeiterInnenbewegung in der Ostschweiz bzw. in St. Gallen. Hierzu ist westlich des Arlbergs auch in einschlägigen Kreisen kaum Wissen vorhanden, wie überhaupt zur Geschichte der Linken in der Schweiz. Wie Holz knecht auf den folgenden Seiten ausführt, waren die Verbindungen zwischen SozialistInnen bzw. KommunistInnen auf beiden Seiten des Rheins, der die Grenze zwischen der Schweiz und Österreich bildet, von enormer Bedeutung für die illegale politische Arbeit. Laut ihm wäre ohne die Unterstützung aus St. Gallen „jedweder Widerstand gegen den Austrofaschismus in Vorarlberg im Grunde unmöglich gewesen“. Ab 1933/34 flohen auch politisch Verfolgte aus Österreich in die Schweiz. In die andere Richtung wurden Zeitschriften und anderweitiges Propagandamaterial geschmuggelt. Ab dem Beginn des Spanischen Bürgerkriegs im Jahr 1936 wurde der illegale Transport von Freiwilligen für die Internationalen Brigaden aus Österreich in die Schweiz – von wo aus sie weiter nach Frankreich gebracht wurden – die Hauptaufgabe dieser Netzwerke. Holz knecht zeichnet nach, wie sich im Rheintal ein bedeutender „Teil eines europaweiten Transportnetzes“ etablierte – mit großen Gefahren für die beteiligten Männer und Frauen. Frauen spielten eine wichtige Rolle in der Organisation und der Schleusung über die Rheingrenze. Zahlreiche HelferInnen wurden von den österreichischen und schweizerischen Behörden wegen ihrer illegalen Aktivitäten verhaftet.

Kritisch könnte angemerkt werden, dass die (zweifelsohne interessanten) Ausführungen zu den Jahren vor 1936 fast 150 Seiten des Bandes einnehmen.

„Das Gift des Faschismus steckt zu tief“

Zum 75. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus zeigen die Alfred Klahr Gesellschaft und der Wiener KZ-Verband den Film „Ich war neunzehn“ von Konrad Wolf.

Konrad Wolf, 1925 geboren als Sohn des kommunistischen Schriftstellers Friedrich Wolf, emigrierte 1933 mit seinen Eltern und seinem zwei Jahre älteren Bruder Markus über Frankreich nach Moskau. Nach dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion kämpften beide Brüder

nachrückende Lazarette und Verpflegungsdepots der Roten Armee machten ihn fassungslos. „Das Gift des Faschismus steckt zu tief, um Vernunft erwarten zu können“, schrieb er am 3. Mai 1945 resigniert in sein Tagebuch.¹ Konrad Wolf, der seit 1965 Präsident der Akademie der Künste der DDR war, starb 1982 in Berlin.

„Ich war neunzehn“ ist nicht nur ein ebenso präziser wie berührender Film über das historische Ereignis der Befreiung vom Faschismus im Jahr 1945. So könnte etwa die Figur des kunst sinnigen Opportunisten, der Konzentrationslager achselzuckend als bedauerlichen Kollateralschaden deutscher Mentalität abtut, auch einer rechten Partei unserer Gegenwart angehören. Der Historiker Frank Stern (Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien) hat Konrad Wolfs Filme als „Kunstwerke gegen das Versinken in Geschichtslosigkeit“ bezeichnet.² „Ich war neunzehn“ ist dafür das beste Beispiel.

SABINE FUCHS



freiwillig in der Roten Armee. Markus, später Chef des Auslandsgeheimdienstes der DDR, wurde für Missionen hinter der Frontlinie ausgebildet; Konrad wurde im Januar 1943 nach seinem Schulabschluss als Siebzehnjähriger der 7. Armee zugewiesen. 1945 gehörte er zu den Truppen, die Berlin befreiten. Bei Kriegsende war er neunzehn – der über zwanzig Jahre später unter seiner Regie entstandene Film erzählt seine eigene Geschichte.

Wie der junge Gregor Hecker im Film verfasste Konrad Wolf Flugblätter und Lautsprecheransprachen an die deutschen Soldaten, sah das Konzentrationslager Sachsenhausen und war einige Tage Stadtkommandant des befreiten Bernau bei Berlin. Auch die Feier am 1. Mai in Spandau und der Tod seines russischen Freundes Sascha durch die Kugel marodierender deutscher Soldaten haben wie im Film stattgefunden. Gewalttaten gegen

Anmerkungen:

1/ Zit. nach: Antje Vollmer/Hans-Eckardt Wenzel: Konrad Wolf. Chronist im Zeitalter der Extreme. Berlin 2019, S. 153.

2/ Franz Stern: Projektionen durch den „Eisernen Vorhang“. Faschismus, Krieg und Humanismus – „Ich war Neunzehn“ von Konrad Wolf, in: Barbara Eichinger/Frank Stern (Hg.): Film im Sozialismus – die DEFA. Wien 2009, S. 48–62.

Ich war neunzehn (DEFA, DDR 1968)
Regie: Konrad Wolf, Drehbuch: Wolfgang Kohlhaase, Konrad Wolf mit Jaecki Schwarz, Jenny Gröllmann, Rolf Hoppe, Wassili Liwanow, Alexej Ejboshenko, Galina Polskich, Michail Gluski, Anatoli Solowjow u.a.

Historische Einführung:
Dr.ⁱⁿ Sabine Fuchs
Eintritt frei



Mittwoch, 6. Mai 2020, 18.30
KZ-Verband Wien
Lassallestraße 40/2/2/6
1020 Wien

Eine Veranstaltung von Alfred Klahr Gesellschaft und KZ-Verband Wien



Alfred Klahr Gesellschaft

Verein zur Erforschung der
Geschichte der Arbeiterbewegung

Lenin und der Staat

Vorzüge und Defizite einer
revolutionären Staatstheorie

Vortrag von RA Univ.-Prof. Dr. **Alfred J. Noll**
anlässlich des 150. Geburtstags von W. I. Lenin



Alfred J. Noll ist Rechtsanwalt in Wien, Hochschullehrer und Autor. 2016 erhielt er den Österreichischen Staatspreis für Publizistik.

Von 2017 bis 2019 war er Abgeordneter zum österreichischen Nationalrat.

Jüngste Buchveröffentlichungen: Thomas Hobbes. Eine Einführung. Köln: PapyRossa Verlag 2019; *Absolute Mäßigung. Montesquieu und sein L'esprit des loix*. Köln: PapyRossa Verlag 2018.

Mittwoch, **22. April 2020**, 19.00
transform!, **Gußhausstraße 14/3, 1040 Wien**

Hier hätten eventuell Kürzungen vorgenommen werden können, aber vermutlich wirkte die Fülle des Materials auch für den Autor „überwältigend“. Die folgenden Seiten und Abschnitte gehen ebenfalls detailreich und auf zahlreiche behördliche Quellen gestützt auf die illegalen Transportnetzwerke und die staatlichen Verfolgungsmaßnahmen ein. Letztere erzwangen durch die Zerschlagung der Organisation im Rheintal eine Verlegung der Transportroute in das Hochgebirge – eine weitaus beschwerlichere und gefährlichere Überquerung der Grenze war nun erforderlich. Zweifelsohne wird durch die Publikation auch den vielen, heute größtenteils unbekannt, mutigen Menschen ein Denkmal gesetzt, die bei den Schleusungen von politisch Verfolgten und Interbrigadisten in die Schweiz aktiv waren. Endgültig konnte das Transportnetzwerk erst nach dem „Anschluss“ im März 1938 zerschlagen werden.

Im letzten Abschnitt zeichnet Holzknecht die Biografien der 18 von ihm ermittelten Interbrigadisten aus Vorarl-

berg nach. Wie der Autor anmerkt, wurde ihr Einsatz für die Spanische Republik nach der Befreiung vom offiziellen Österreich nicht gewürdigt. Erst relativ spät erhielten sie die ihnen zustehende Anerkennung, und ihre Namen wurden beispielsweise auch in lokale Widerstandsmahnmale aufgenommen.

Als Kritikpunkte wären die schlechte Druckqualität des Bandes sowie vereinzelte Recherchefehler anzuführen. So wird eine zentrale Figur des Feldkircher Widerstands, der langjährige KPÖ-Funktionär Heinrich Reisecker, als späterer „SPÖ-Stadtrat“ bezeichnet. Reisecker saß jedoch nach der Befreiung für die KPÖ im Stadtrat von Feldkirch. Dies kann aber nicht den Wert der Publikation für die österreichische und durchaus auch schweizerische Zeitgeschichte schmälern. Die Beschäftigung mit der illegalen ArbeiterInnenbewegung in der Grenzregion am Rhein und mit den österreichischen Freiwilligen in den Internationalen Brigaden erfährt durch Severin Holzknechts Arbeit einen wichtigen Beitrag.

FLORIAN SCHWANNINGER

Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:

ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Präsident: Walther Leeb

Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer
MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Peter Autengruber, Marcel Bois, Sabine Fuchs, Winfried R. Garscha, Joachim Gatterer, Heimo Halbrainer, Elisabeth Holzinger, Simon Loidl, Peter März, Anne Rieger, Helmut Rizy, Florian Schwanninger, Robert Streibel

Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien

Telefon: (+43-1) 982 10 86

E-Mail: klahr.gesellschaft@aon.at

www.klahrgesellschaft.at

Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S

Österreichische Post AG

Sponsoring-Post

P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien

AKG-Spendenkonto

IBAN: AT66 6000 0000 9202 3930

In eigener Sache

Die *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft* werden vier Mal jährlich neben den Mitgliedern unserer Gesellschaft auch an zahlreiche Institutionen und Vereine, sowie an Personen im In- und Ausland, die an den unseren Aktivitäten und Publikationen interessiert sind, gesendet.

Aufgrund des größeren Seitenumfanges und der höheren Posttarife sind die Kosten in den letzten Jahren stark gestiegen. Angesichts der insgesamt schwierigen finanziellen Situation bitten wir all jene, die an einem Weiterbezug der *Mitteilungen* interessiert sind und nicht Mitglied sind, ein Jahresabonnement zum Preis von 6,- Euro bzw. ein Förderabo in einer selbst zu bestimmenden Höhe zu lösen. Sollten Sie Mitglied der AKG werden wollen, so beträgt der Jahresbeitrag 20,- Euro pro Jahr.